

Daheim



Ritter ♦ Gemälde von Prof. Christian Speyer
(Original im Besitze der Kunsthandlung Alfred Hirrlinger, Stuttgart)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Aannahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Schillingstr. 27. Mäglich eine Nummer. Preis monatlich 9 B.-M., Einzelnummer 50 Pf., zugl. ortsüblicher Zustellungsgebühren.

Eine wohlfeile Jugendbücherei

zum Preise von 50—80 Pf. für den Band

herausgegeben in Verbindung mit der deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendliteratur

von **S. Premer** und **G. Schlipföter.**

- Band 1. **Aus dem Feuer errettet** und andere Erzählungen von der Macht des Glaubens. Bearbeitet von Rektor R. Rumscheidt. 80 Pf.
- " 2. **Friedrich von Bodelschwingh.** Bilder aus seinem Leben und Werk. Bearbeitet von Rektor W. Schlepper. 60 Pf.
- " 3. **Ein Wunderkind** und andere Erzählungen von Agnes Sapper. Mit einer Einleitung von Lehrer Fritz Pferdmenes. 50 Pf.
- " 4. **Geschichten aus meinem Leben.** Von Dr. Otto Funke. Für Deutschlands Jugend ausgewählt von seinem Sohne Pastor G. Funke. 70 Pf.
- " 5. **In sicherer Hut.** Erzählung von Johanna Spyri. Eingeleitet von Lehrer Gustav Schlipföter. 50 Pf.
- " 6. **Drei Ranken.** Aus den Immergrün-Geschichten von Anna Schieber. Mit einer Einleitung ausgewählt von Lehrerin Margarete Hentschel. 60 Pf.
- " 7. **Unter den Negern Aequatorialafrikas.** Auszüge aus den Werken von Professor Dr. theol., Dr. phil., Dr. med. Albert Schweizer. Eingeleitet und zusammengestellt von Hauptlehrer Wilhelm Schlipföter. 80 Pf.
- " 8. **Tante Hanna** oder: Was eine Arbeiterfrau ausgerichtet hat. Von Dr. Wilhelm Busch. Für die reifere Jugend ausgewählt von Inspektor Spörri und Rektor Rumscheidt. 60 Pf.

- Band 9. **Im Nordpol.** Forschungsfahrten der letzten 50 Jahre. Bearbeitet von Studienrätin Dr. Alexandrine Haenide. 80 Pf.
- " 10. **Der alte Bram.** Preisgekrönte Erzählung von W. G. van de Hulst, Utrecht. Aus dem Niederländischen übersetzt von Hauptlehrer Wilhelm Reinen. 80 Pf.
- " 11. **Im Kampf um die Heidenwelt.** Bilder aus der äußeren Mission. Bearbeitet von Rektor R. Rumscheidt. 80 Pf.
- " 12. **Der weiße Büffel** und andere Erzählungen von den Schwarzfußindianern von J. W. Schulz. Bearbeitet von Gustav Schlipföter. 70 Pf.
- " 13. **Der Teufel in der Flasche.** Bearbeitet von Schulrat Buschmann. 60 Pf.
- " 14. **Der Schulmeister und sein Sohn.** Eine Erzählung aus dem 30jähr. Kriege von R. S. Caspari. Gefürzte Ausgabe. Bearbeitet von Lehrer Fr. Pferdmenes und Rektor R. Rumscheidt. 80 Pf.
- " 15. **Im heiligen Land.** Auszüge aus dem Buche „Kennst du das Land?“ von Pastor D. Ludwig Schneller. Herausgegeben von Oberregierungsrat S. Premer. 50 Pf.
- " 16. **In Brasilien.** Eine Auswahl von Gustav Stügers Lebenserinnerungen. Ausgewählt von Hauptlehrer Wilhelm Schlipföter. 70 Pf.

- Band 17. **Wind und Wetter.** Seegeschichten, ausgew. u. eingel. v. Rektor Johannes Paulsen. 70 Pf.
- " 18. **Der Heinerle** und andere Erzählungen von R. Hesselbacher. 60 Pf.
- " 19. **Das Christbrot und andere Weihnachts-erzählungen,** zusammengestellt von Rektor Wilhelm Glitschka.
- " 20. **Gute Menschen.** Erzählungen von Anna Schieber. Mit Einführung von Pfarrer D. Dr. Geyer, Nürnberg. 70 Pf.
- " 21. **Aus der Zeit des Alten Fritz.** Bearbeitet von Studiendirektor Dr. Chin.
- " 22. **Schusterjakobs Aelterster und Der junge Gärtner.** Erzählungen von Auguste Supper und Agnes Sapper. Ausgewählt von Lehrer Fritz Pferdmenes.
- " 23. **Warum Pivogts Annchen nicht heiraten wollte** u. andere Erzählungen f. die reifere weibl. Jugend. Zusammengeßt. v. Rekt. R. Rumscheidt.
- " 24. **Halifar und Biwifar** und andere Geschichten. Von Fritz Müller-Partenkirchen.
- " 25. **Friedrich Oberlin.** Bilder aus seinem Leben und Wirken. Für die reifere Jugend bearbeitet von C. W. Balke.
- " 26. **Der Heinerle von Lindelbrunn.** Erzählung. Von Emil Frommel. Neue gefürzte Ausgabe, bearb. v. Hauptlehrer Wilhelm Schlipföter.
- " 27. **Sturm über der Ostmark.** Erzählungen aus der Geschichte der Ostmark. Ausgewählt von Dr. Franz Lüdtke.
- " 28. **Wilhelm von Hünkelgen.** Bearbeitet für höhere Schulen von Studienrat Dr. Schind.
- " 29. **Fiesken und Wiesken** und andere Jugendgeschichten. Von Theodor Krausbauer. Ausgewählt von Lehrer Gustav Schlipföter.
- " 30. **Matthias Claudius.** Eingeleitet und ausgewählt von Rektor Wodrig.
- " 31. **Pestalozzi, Lienhard und Gertrud.** Bearbeitet und eingeleitet von Lehrer Fr. Storch.
- " 32. **Aus Heide und Moor.** Erzählung von Diedrich Spedmann. 50 Pf.
- " 33. **Die dankbare Erde** und andere Erzählungen von Helene Christaller. 60 Pf.
- " 34. **Erlebnisse eines deutschen Seefahrers.** Aus des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wunderbarer Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von Rektor W. Dinstühler. 60 Pf.
- " 35. **Die Belagerung von Kolberg.** Aus des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wunderbarer Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von Rektor W. Dinstühler. 50 Pf.

Die Bände kosten geb. je 80 Pf. mehr

Velhagen & Klasing's Jugendbücherei

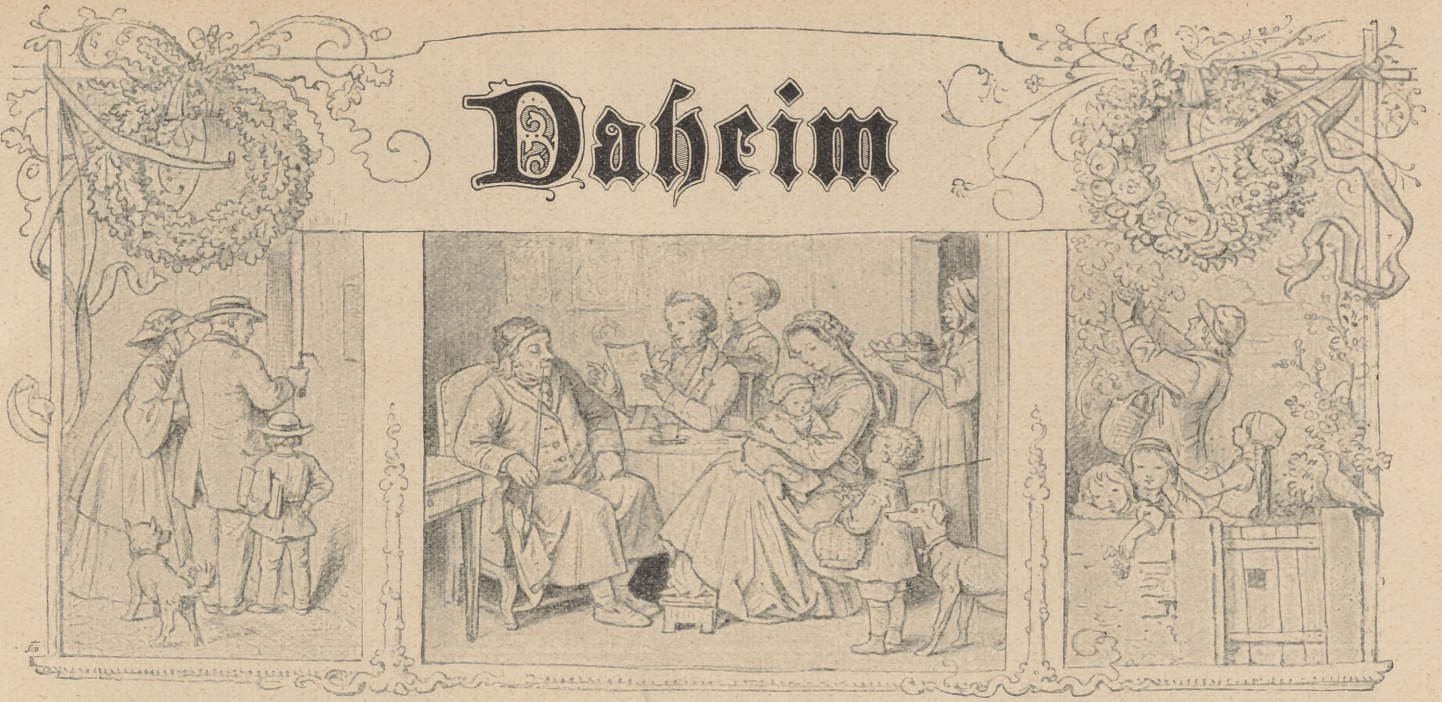
die beste und billigste Lektüre
für das evangelische Haus
und die evangelische Jugend



Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dahheim



64. Jahrgang. Nr. 14

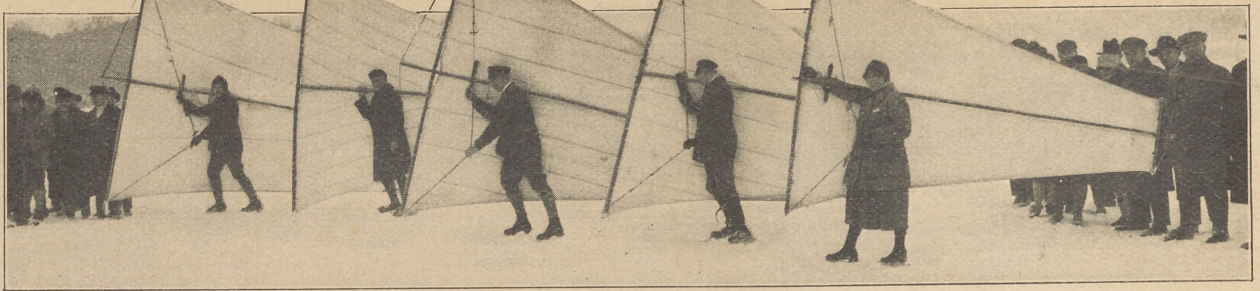
31. Dezember 1927

Aus der Zeit für die Zeit



Der Schneemammut.

Tiefgef. Schneeplastik eines Schweizer Künstlers in Arosa. (G. Pahl.)



Eissegel-Sonntag auf dem Müggelsee.
Eine Gruppe Handsiegler vor einer Rennfahrt. (P. Lamm.)



Zwölflinge.

Ein seltener Wiredale-Terrier-Wurf. Das Geschwisterduzend hat in einer Schubkarre Platz.



Parter Gilbert.

Der Generalagent für die deutschen Reparations-
zahlungen sprach sich für die endgültige Festsetzung
der deutschen Kriegsschulden aus.
(G. Bahl.)



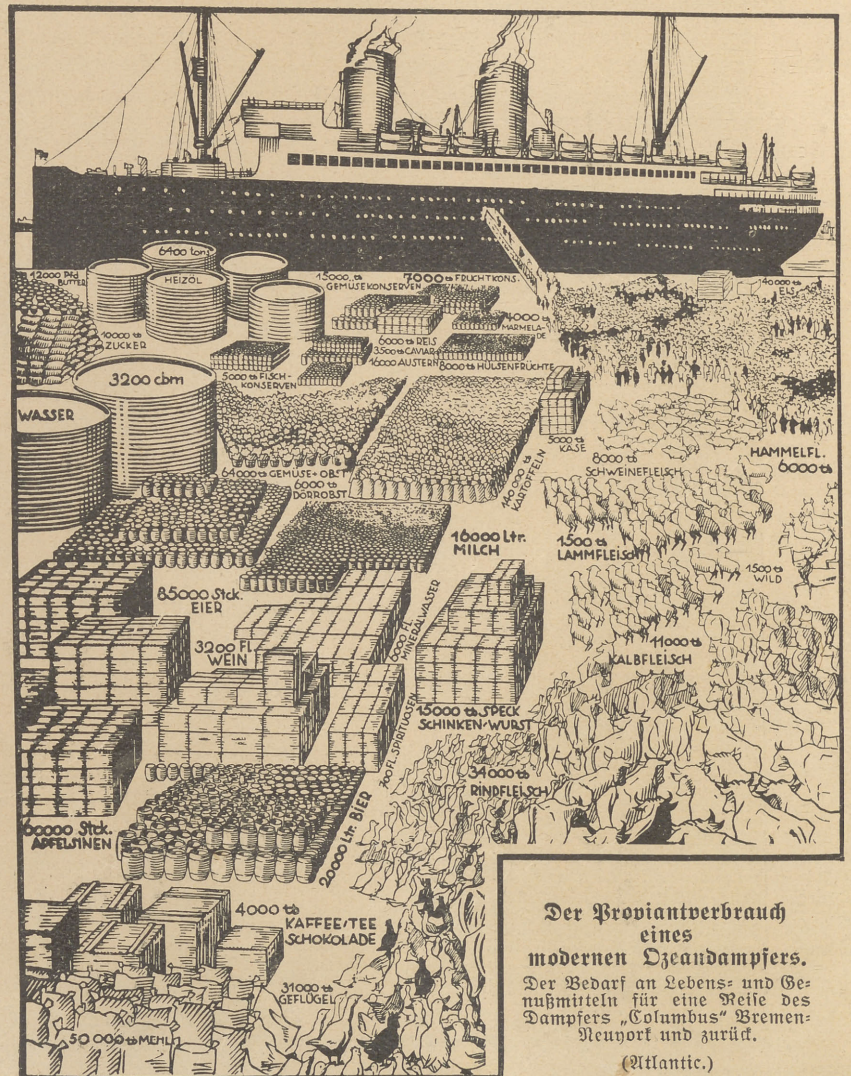
Leni Riefenstahl.

Die Tänzerin in der Hauptrolle des neuen Usa-
films „Der große Sprung“. (Ufaphoto.)



Distanzritt quer durch Deutschland.

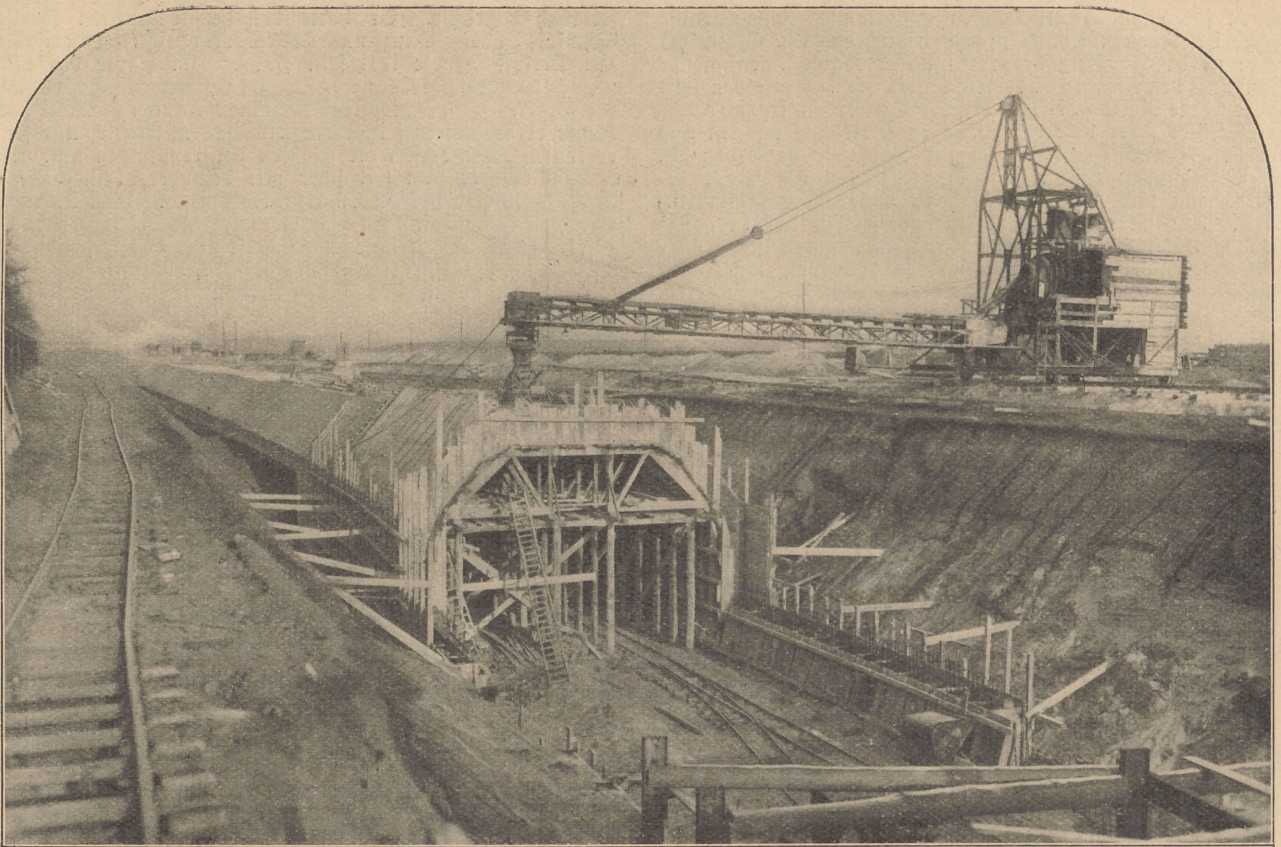
Die beiden Reiter wollen nicht nur die Leistungs-
fähigkeit des deutschen Pferdes beweisen, sondern
auch eine Erprobung des Beschlages und der Aus-
rüstung für Reiter und Pferd durchführen.



Der Proviantverbrauch
eines
modernen Ozeandampfers.

Der Bedarf an Lebens- und Ge-
nussmitteln für eine Reise des
Dampfers „Columbus“ Bremen-
Newyork und zurück.

(Atlantic.)



Tunnelbau über der Erde.

Der mächtige Tunnel der neuen Untergrundbahnlinie in Berlin wird am Rande des Flugplatzes Tempelhofer Feld entlang gebaut. Nach der völligen Fertigstellung des Tunnelgewölbes wird der ausgehobene tiefe Grabenschacht wieder zugeschüttet werden.

Zwei Freunde des Daheim.

Jakob Wychgram,

geb. 1. September 1858, gest. 14. November 1927.

In Freiburg (Breisgau) ist am 14. November 1927 der ehemalige Landesschulrat von Lübeck, Dr. Jakob Wychgram, im 70. Lebensjahre gestorben. Bei der Bedeutung, die er lange Jahre hindurch für die deutsche Pädagogik, besonders für die Erziehung unserer heranwachsenden weiblichen Jugend, gehabt und bei dem Namen, den er sich als volkstümlicher Schriftsteller erworben hat, sei im folgenden kurz seines Lebens und Schaffens gedacht.

Sein äußerer Lebensgang war reich an Erfolgen. Von Geburt Ostfrieser, wurde er 1881 nach beendetem Universitätsstudium als Lehrer an die Höhere Mädchenschule in Leipzig berufen, leitete diese Schule von 1890 bis 1900, folgte dann einem ehrenvollen Rufe an die kgl. Augustaschule und das Lehrerinnenseminar in Berlin und ging 1908 als Landesschulrat nach Lübeck. Das Schulwesen dieses Bundesstaates hat er von 1908 bis 1924 geleitet, dann nahm er im Ruhestand seinen Wohnsitz in Ihringshausen bei Kassel und hat die letzten Jahre seinen schriftstellerischen Interessen und Aufgaben gelebt.

Wychgram hat durch Jahrzehnte eine führende Rolle im höheren Mädchenschulwesen gespielt. Die moderne Frauenbewegung ist ihm zu Dank verpflichtet wie kaum einem anderen Manne seiner Generation. Schon als Direktor in Leipzig erkannte er in genialer Voraussicht die Bedeutung der gebildeten Frau für die Erziehung unserer Mädchen, „vorausgesetzt“, wie er einmal in einem Vortrage ausführt, „daß die Lehrerinnen das gewahrt haben, was Helene Lange Mütterlichkeit nennt und worin die spezifischen Werte ihrer Tätigkeit liegen, und vorausgesetzt, daß sie nicht über all den Gramensnöten verdorrt oder vermannlicht sind“. Die Lage des Mädchenschulwesens um 1900 erleichterte ihm dieses Eintreten für die weiblichen Belange; verkörperte doch, was damals — oft unter größten Schwierigkeiten — sich dem Studium zuwandte, eine Auslese weiblicher Tüchtigkeit, Persönlichkeiten von ganz besonderem Werte und gediegener Ausgereiftheit, die es wohl verdienten, daß man ihnen die Wege bahnte und ebnete. Dabei hielt Wychgram an dem Grundsatz fest, daß die weibliche Eigenart der männlichen gleichwertig, nicht aber gleichartig sei; von der öden Gleich-

macherei, die spätere Zeiten verfolgt haben, wollte er nichts wissen. Die heutigen Frauen, namentlich die berufstätigen, ahnen kaum noch, welchen Schwierigkeiten ihre Gefährtinnen von damals begegneten und wie freudig sie es begrüßen mußten, wenn auch aus dem männlichen Heerlager ihnen Unterstützung zuteil wurde.

Wychgram war ein ausgezeichnete Lehrer und Erzieher und ein weitblickender Organisator auf dem Gebiete der höheren Schule. Für jene Eigenschaft sind die Tausende seiner Schülerinnen beredte Zeugen, die seiner in Dankbarkeit gedenken; für seine Fähigkeiten auf dem Gebiete der Organisation spricht schon allein die schulgeschichtlich ungewöhnliche Tatsache, daß die preussische Schulverwaltung, auf ihn aufmerksam geworden, den kaum Vierzigjährigen aus einem anderen Bundesstaate an die Spitze einer der wichtigsten Anstalten ihres Amtesbereichs berief. Der damals führende Geheimrat Wäholdt hatte die Absicht, die Berliner Augustaschule zu einer Musteranstalt für Preußen zu machen, und Wychgram, für diese Aufgaben berufen, sollte gleichzeitig mit dazu helfen, daß das Mädchenschulwesen den neuzeitlichen Anforderungen gemäß gestaltet wurde. Der frühe Tod Wäholdts hat hier nicht alle Hoffnungen und Erwartungen reifen lassen; indessen brachte es Wychgrams Stellung mit sich, daß er an den Vorarbeiten für die Reform, so vor allem auch an der Januar-Konferenz von 1906, teilnehmen konnte.

Die Jahre seiner Tätigkeit in Lübeck ergaben neue, vielseitige Pflichten. Als Leiter des Schulwesens eines kleinen Bundesstaates unterstanden seiner Aufsicht die verschiedensten Anstalten: höhere Schulen für Knaben und Mädchen, Fortbildungsschulen, Gewerbeschulen, Fachschulen, und er konnte somit auf den verschiedensten Gebieten seine Gaben entfalten.

Der Mädchenschule gehörte nach wie vor sein besonderes Interesse; die Zeitschrift „Frauenbildung“, die er 1902 gegründet hatte, hat er redigiert, bis sie 1922 den Nöten der Inflationszeit — wenn auch nicht für immer — zum Opfer fiel.

Wychgram war gleichzeitig ein Schriftsteller von bestem Rufe. Dem Daheim lieferte er manche fein geschliffene Arbeit literarhistorischen und pädagogischen Inhalts. Studienreisen nach Frankreich hatten ihn in Verbindung mit dem ausländischen Schulwesen gebracht, und sie aufrecht zu erhalten war der Hauptzweck der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen“.

Seinen speziellen Schulinteressen entstammte nicht nur die Zeitschrift „Frauenbildung“, sondern auch das den Stand der Dinge gegen Ausgang des Jahrhunderts zusammenfassende „Handbuch des höheren Mädchenschulwesens“. Derselben Zeit gehören eine Reihe schriftstellerischer Treffer an, so vor allem der „Schiller“, der 1895 bei Velhagen & Klasing erschien und zum Haus- und Familienbuch für Tausende geworden ist. Die Beziehungen zu diesem Verlage waren überhaupt besonders eng und gestalteten sich zu dauernder Zusammenarbeit. Der Gedanke, unsere gelesesten Klassiker in handlichen, preiswerten Schulausgaben, durch Anmerkungen über das notwendigste Wissenswerte und durch knapp gefasste Einleitungen erweitert, der deutschen Schuljugend darzubieten, mag vielleicht auch anderen gekommen sein; durch Wychgram wurde er in die Tat umgesetzt, und die Sammlung, die bei seinem Tode über 200 Bändchen umfaßte, sichert dem Herausgeber noch lange einen Platz in unserer höheren Schule. Den Schillerstudien entsproß später die Biographie der Charlotte von Schiller, der Beschäftigung mit der deutschen Dichtung überhaupt die Darstellung der „Deutschen Dichtung und des deutschen Volkstums“ in Meyers Werk „Das Deutsche Volkstum“. Dazu kam die Mitarbeit an zahlreichen Fachzeitschriften, die Herausgabe französischer Schriftsteller für die Zwecke der Schule, endlich die Erweiterung der oben erwähnten deutschen Klassiker- und Schulausgaben durch eine ebenfalls bei Velhagen & Klasing erschienene Reihe pädagogischer Schriftsteller, und endlich hat er noch den Gedanken des Arbeitsunterrichtes gefördert durch kurze, knappe Lesebogen aus dem Gebiete der deutschen Literatur und der Geschichte. Diese Riesenarbeit, die mehr als 40 Jahre umfaßt, hat ihn noch bis in die letzten Tage seines Lebens beschäftigt, bis ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Nicht vergessen werden darf die Persönlichkeit Jakob Wychgrams. Wer sie erlebt hat, gedenkt seiner in Dankbarkeit und Verehrung und behält das Bild seiner frischen Art, der heiteren und doch den ernsten Fragen des Lebens zugewandten Grundstimmung seines Wesens, die Liebenswürdigkeit und Weltgewandtheit seines Auftretens in bleibender Erinnerung. Wie er selbst über die Aufgabe des Menschen dachte, hat er einmal ausgesprochen: „Wer es sich zur Gewohnheit und zum Bedürfnis macht, von Zeit zu Zeit seinen Homer wieder zu lesen oder an einem paulinischen Briefe sich zu erfreuen, wer vollends bei den Großen unserer klassischen Zeit in stiller Stunde Höhenluft zu atmen sich gewöhnt hat, der gleicht dem Manne, der aus dem Geste und Geräusch der Großstadt sich in die Stille der Natur flüchtet und im Ausblick zu den ewigen Gestirnen Ruhe findet und einen Standpunkt gewinnt, von dem aus alle Dinge des täglichen Lebens im Lichte des Ewigen erscheinen.“ Im Alter reifte er in diesem Sinne mehr und mehr heran im Geiste des Großen von Weimar, bis sein Lebenstag zu Ende ging. Sein Lebenswerk aber war nicht vergebens und wird fort-dauern.

L. Wülker.

Christian August Anton Vollert.

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 11. Januar 1828 in Alstedt.

Am 11. Januar sind 100 Jahre vergangen, daß ein Mann geboren wurde, dessen Name weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt war; als Jurist und Staatsbeamter, als Schriftsteller und als Kirchenpolitiker stand er überall in hohem Ansehen. Als er am 6. Mai 1897 in Gera starb, brachten viele der angesehensten Tagesblätter und Zeitschriften kürzere oder längere Nachrufe, so auch unser Blatt, dessen Mitarbeiter er in früheren Jahren war. Ebenso war das bei der 25. Wiederkehr seines Todes der Fall. Es wird unsern Lesern anlässlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages willkommen sein, einiges aus dem Leben des bedeutenden Mannes zu hören.

Christian August Anton Vollert war als der zweite Sohn des Kaufmanns Friedrich Wilhelm Vollert in Alstedt und dessen Ehefrau Ernestine, geb. Zentisch, am 11. Januar 1828 geboren. Unter seinen Vätern befand sich der Konsistorialrat Roethe, der nicht bloß als theologischer Schriftsteller bekannt geworden war, sondern auch durch seine Frau Sylvia, geb. von Ziegeler, die eine nahe Freundin von Frau Ernestine wurde, in nahen Beziehungen zu Goethe stand. Das Vollert'sche Haus war ein Versammlungsort strenggläubiger Pastoren, die den herrschenden Rationalismus bekämpften. Auf der berühmten Klosterschule zu Krosleben vorgebildet, studierte A. Vollert in Jena und vorübergehend in Halle, wo er in nahen Beziehungen zu Tholuk trat und Ahlfeld predigen hörte; aber auch Leos neueste Geschichte und Erdmanns Geschichte der Philosophie machten ihm besonderen Eindruck. In Jena trat der mit ungewöhnlichem Redetalent begabte Student der Jurisprudenz schon 1848 politisch hervor, als er gegenüber den demokratischen Bestrebungen einen konstitutionellen Verein begründete und am 9. Juli im Namen der Burschenschaften den Reichsverweser Erzherzog Johann

feierlich begrüßte. Er hörte bei den bekannten Juristen Schmid, Luden, Danz und der Oberappellationsgerichtsrat Dr. Ortloff öffnete ihm sein Haus. Im Hause des Oberappellationsgerichtsrats Dr. Högel, der schon als Herausgeber der Blätter für Rechtspflege sich einen Namen gemacht hatte, lernte er das Weib seiner Jugend kennen, Marie, und sie zu erringen, legte er sich die größten Anstrengungen auf. 1850 promovierte er zum Dr. juris mit besonderer Auszeichnung und absolvierte die beiden Staatsexamina. 1856 vermählte er sich in Jena, seit 1858 war er am Kreisgericht in Arnstadt tätig. Seine 1860 erschienene Schrift über das Geschworenengericht machte ihn literarisch weithin bekannt, noch mehr seine Beiträge in den bedeutendsten juristischen Fachzeitschriften und seine Aufsätze in der „Leipziger Zeitung“ und der „Kreuzzeitung“. Endlich übernahm er die Herausgabe des Vitalic, der dann weltberühmt gewordenen Sammlung denkwürdiger Prozesse, als Nachfolger des bekannten Dichters und Schriftstellers Willibald Alexis, mit dem er in Arnstadt befreundet wurde. Das Riesenwerk hat er mit dem 60. Bande im Jahre 1888 abgeschlossen (Verlag Brockhaus in Leipzig). Mit D. Luthardt in Leipzig begründete er die „Allgem. engl.-luth. Kirchenzeitung“ und mit Julius Rodenberg den „Salon“; die bekannte belletristische Zeitschrift „Deutsche Rundschau“ ging später daraus hervor. Dr. Vollert zählte auch zu den ersten Mitarbeitern des Daheim und veröffentlichte gleich im ersten Band mehrere interessante Abhandlungen (Proseß der Jungfrau von Orleans, der deutsche Walter Scott usw.). Mit dem Schriftleiter des Daheim, Dr. Robert Koenig, verband ihn enge Freundschaft. Wiederholte Rufe an Universitäten (Leipzig, Rostock) lehnte er ab. 1868 wurde er Appellationsgerichtsrat in Eisenach, 1875 Oberappellationsgerichtsrat in Jena, 1877 Chef für Kirche, Schule und Justiz mit dem Titel Geh. Staatsrat in Gera, 1887 Geheimer Rat, 1892 Staatsminister daselbst. Wegen Krankheit mußte er sich schon 1896 pensionieren lassen und am 6. Mai 1897 erlitt ein Gehirn Schlag sein überaus arbeitsreiches, segensreiches Leben.

Aus der Eisenacher Zeit heben wir hervor die Begründung des dortigen Diakonissenhauses, wozu Frä. Anna von Eichel die Anregung gegeben hatte. Der erste in der Reihe der „Stiftsprediger“ dieses Hauses war der bekannte Pastor Becker (später in Kiel). Dr. Vollert sah viele Jahre auch im Vorstand der Allgemeinen engl.-luth. Konferenz mit Alloth, Luthardt, Büttner, Ruperti; von Stäplin, Kapff, Harleß (München) verkehrten in seinem Hause, besonders nahe stand ihm die Familie Freiherr von Rotenhan auf Neuenhof bei Eisenach. Mit seiner Familie wohnte Dr. Vollert in Eisenach im eigenen Hause im Mariental gegenüber der F. Reuter'schen Villa. Aus der Jenaer Zeit erwähnen wir seine nahen Beziehungen zum Hause des Buchhändlers Fr. Frommann, zu berühmten Professoren der theologischen (Hase, Hilgenfeld), juristischen (Luden, Danz), medizinischen (Nothnagel) Fakultät; eine Erinnerungstafel befindet sich an dem Haus, wo er und Nothnagel wohnten. R. Enonen verkehrte schon als junger Privatdozent dort viel. Während seiner Wirksamkeit in Reuß als Geh. Staatsrat und als Staatsminister wurden Kirche, Schule und Justiz reich gefördert, wobei sich sein Freund Oberkirchenrat D. Loze besonders um das Kirchenwesen sehr verdient machte. Dr. Vollert's Haus war stets ein Mittelpunkt reichen geselligen, geistigen Verkehrs. Der Dichter Julius Sturm war einer seiner nächsten Freunde. Als sein älterer Sohn Johannes in Leipzig und Erlangen Theologie studierte und dann im Domstift in Berlin unter Kögel tätig war, vergrößerten sich noch die Beziehungen zu den bedeutendsten Theologen, wie zu Luthardt, Deligisch, Rahnis in Leipzig, von Frank in Erlangen, Kögel und Stöcker in Berlin. Mit von Frank half er die „Neue kirchliche Zeitschrift“ begründen. Reiche Ehrungen wurden dem unermüdlich Tätigen auch von den Höfen Thüringens, besonders von dem weimarischen Hof und natürlich auch von dem reußischen Fürstenhof zuteil. Das denkbar glücklichste Familienleben gab ihm immer wieder Kraft, allen Anfeindungen, die ihm um seiner christlichen Überzeugung willen zuteil wurden, zu begegnen. Der Verlust seiner heißgeliebten Frau und seines ältesten Sohnes, der zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigte, schwächte aber die Lebenskraft.

Noch hatte er die Freude, als Bevollmächtigter zum Bundesrat in Berlin das Reußenland zu vertreten, auch bei der Einweihung des Nord-Elbe-Kanals und bei der Einweihung der Wittenberger Schlosskirche; in Berlin verkehrte er mit den höchsten Würdenträgern und der Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck machte ihm Gegenbesuch. — Alle, die ihm nähertreten durften, rühmten sein reiches Wissen, sein klares Urteil, seinen tatkräftigen Charakter. Seine Erfolge auf allen Gebieten verdankte er aber dem, was die Grundlage seines ganzen Wesens war: er war ein durch und durch aufrichtig frommer Mensch. Sein fester Glaube gab ihm Mut und Ausdauer in allen Anfechtungen. Die deutsche Heimat, besonders das Thüringer Land, wird den ausgezeichneten Mann nie vergessen dürfen.

Prof. D. theol. W i l h. V o l l e r t = Gera.

Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Lizia Leisich

14.
Bertie ist da!

Der Blißschlag dieses Erkennens zeigte Ursula seine Gestalt, hestete ihren Blick erstarrt auf seine Kappe, die er in der Hand hielt, und auf seinen Kopf, den er ein wenig in der ihm eigenen Art beugte, sie von unten herauf mit einem liebenswürdig-ironischen Lächeln ohne eine Spur von Überraschtsein ansehend. Sie wankte und wunderte sich, daß die Sonne noch so hell schien, denn die Ohren sausten ihr wie von krachenden Donnerstrahlen.

Sie hatte lange nichts von ihm gehört, aber noch länger ihm nicht geschrieben, ohne daß sie sich Rechenschaft darüber gegeben hätte, warum. Und nun —

Das Wiedersehen zerschmetterte sie. Sie fühlte keine Freude, nicht einmal Angst vor Komplikationen und Zusammenstößen. Was sie bei dieser ersten Begegnung einzig und allein erfüllte, war die todtraurige Erkenntnis: „Dies ist ein fremder Mann —“

„Du bist wohl erstaunt,“ hörte sie ihn mit seiner ruhigen Stimme sagen, „daß ich so plötzlich zufällig hierher komme,

So ganz zufällig hierher gekommen bin? Nun, so ganz zufällig ist es ja nicht; weder meine Newyorker Reise, noch mein Stehen hier. Seit Tagen warte ich hier auf dich, sehe dich vorübergehen, in dein Auto steigen. Endlich heute —“

Sie fragte ihn nicht; es interessierte sie nicht. Seine Gegenwart tat ihr namenlos weh, und sie hatte nur den einen Gedanken: ihr zu entfliehen.

„Wir können nicht solange stehen und sprechen,“ sagte sie und wunderte sich, daß ihr die Worte ohne Schwierigkeit über die Lippen kamen. „Es fällt auf. Fahren wir, bitte, die sechste Avenue herunter. Ich werde dann sagen, wohin es weiter gehen soll.“ Sie raffte den schwarzen, mit kleinen Hermelinstreifen besetzten Seidenmantel eng um ihre Gestalt mit einer jener stolz hingefegenden Bewegungen, die sie von den Amerikanerinnen gelernt hatte, und stieg ein.

Als sie die Straßen unter sich fliehen fühlte, tanzten die Worte vor ihr her, die er ihr leise und heiß zwischen Schlag und Straße zugeflüstert hatte: „Du gehörst mir, Ursula, und ich lasse dich nicht. Du mußt noch heute mit mir sprechen, ich dringe darauf —“



Beim Kerzenshimmer. Gemälde von Gustav Saltingré. (Aus der Großen Berliner Kunstausstellung.)



Miminger Gebirge mit Sonnenspieg. Gemälde von Willy ter Hell. (Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin.)

Jedes seiner Worte schien ein Gesicht zu haben, das ihr häßliche Grimassen schnitt. Merkwürdig war nur, wie sie in ihrem maßlosen Aufgewühltsein ganz kühl und klar an kleinliche Dinge denken konnte, daran zum Beispiel, wie unstimmig der Chauffeuranzug für seine schmalschultrige Figur war, wie er darin aussah, als wäre er eine zu feine und zum Überdruß geschliffene Florett Klinge in einer Schwertscheide —

Sie ließ vor dem Waldorf-Astoria-Hotel halten und stieg mitten im Getriebe der fünften Avenue aus, das ihr größere Sicherheit verlieh. Sie versprach ihm, ihn morgen nachmittag in einem Teesalon auf der 57. Straße zu treffen.

Unwillig und hochfahrend meinte er: „Morgen erst? Warum morgen? Habe ich nicht lange genug gewartet?“

Aber er gab nach, als er sah, daß ihr Gesicht in Schmerz verzogen war.

Am nächsten Morgen, als sie Ken beim Frühstück gegenüber saß, sah sie unter ihrer Post einen Brief mit seiner Handschrift. Wie konnte er —

Sie fühlte Rote in ihre Wangen steigen. Aber aus vergessenen Tiefen ihrer Seele holte sie das uralte Rüstzeug ihres Geschlechtes heraus, die lächelnde Verstellung, und erzählte soviel, daß sie scheinbar darüber vergaß, ihre Briefe zu öffnen. Dabei kam ihr zustatten, daß es etwas zu behandeln gab, das heute an neunhundertneunundneunzig von tausend New Yorker Frühstückstischen erörtert wurde, nämlich der Ehescheidungsprozeß Perkins; und daß sie bei dieser Gelegenheit Ken ihr eigenes Erlebnis mit Pamela Perkins erzählen konnte.

Pamela Perkins hatte gegen ihren Mann die Scheidung wegen Untreue eingereicht, und er hatte ihr mit einem fertig ausgearbeiteten, niederschmetternd kompromittierenden Gegenzug geantwortet.

Man redete von Detektiven, durch die er sie den ganzen letzten Sommer hatte beobachten lassen. Noch wußten die Zeitungen nicht viel, aber sie rochen in der bloßen Nachricht von diesem Scheidungsduell einen großen Gesellschaftsskandal und rüsteten sich, ihn sensationell-sentimental auszubeuten.

So kam es, daß auch Kenneth und Ursula gerade diesen Morgen davon sprachen, und Ken sagte: „Ich kannte Pamela als Kind, sie war ein paar Jahre älter als ich. Und sie war gut, sie war reizend, sie war alles. Aber dann ruinierte sie das Geld, das sie doch haben wollte. Es betrog sie um das Kostbarste, um die Fähigkeit, hingerissen sein zu können. Es machte ihr, die ein Geschöpf der Phantasie ist, das Leben un-

erträglich gleichförmig, ja arm. Weil sie alles hatte, reizte sie nichts mehr als verbotene Dinge. — Das ist die Tragik unserer Frauen.“

Am Nachmittag, als sie Bertrand an einem kleinen Tischchen in dem halbdunklen Teeraum sitzen sah, seinen Spazierstock mit dem kunstvollen silbernen Gargaylentopf zwischen den Beinen, in einem nicht mehr ganz neuen, aber ausgezeichnet geschnittenen Saffo, und er sich erhob und ihre Hand an die Lippen führte, und sie wieder sein Gesicht ganz nahe vor sich sah, darin die formenden Spuren von Leidenschaft, von feinsinnigem Genießen, von Geist und Ironie, da fiel ihr, was sie drüben so sehr an ihm geliebt, noch in erhöhtem Maße auf: Seine in Worten nicht wiederzugebende, unendlich fein abgestimmte, ganz individuelle Eleganz.

Aber in ihr sprach nichts für ihn.

Er hatte sie alle diese Tage her schon beobachtet. Hatte auch Mr. MacDonald gesehen. Als er von ihm sprach, den Namen gleichsam zwischen zwei prettiös gespreizte Finger nehmend, machte er sein hochmütigstes Gesicht. „Er sieht aus wie sein eigener Kammerdiener. Nie wird er ein Grand-seigneur sein, mag er noch soviel Geld haben —“

Und Ursula antwortete trozig: „Ich will gar nicht, daß er es je wird. So wie er ist, will ich ihn.“

In Bertrands Gesicht flammte Haß auf. „Es kann nicht sein, daß dir dieser Mann etwas ist. Es ist lächerlich. Er hat mehr Geld als ich — jetzt habe. Das ist alles. Aber laß dich davon nicht blenden. Du bist keine Frau, die nur Geld braucht. Du brauchst mehr. Dinge, die er dir nicht geben kann. Keiner hier. Wir mögen arm sein, und sie mögen so reich sein, wie sie nur wollen — wir haben noch immer soviel mehr, haben, was sie nicht kaufen können. Mögen sie immer glauben, die ganze Welt mit ihren Gemeinplätzen schulmeistern zu dürfen.“

Sie fiel ein: „Wie lange bist du hier, daß du schon urteilen kannst?“

Er antwortete ihr: „Lange genug, um zu wissen.“

„Sie sind nicht die Dollarjäger, die ihr aus ihnen macht.“

Aber er schob ihre Worte beiseite: „Sie sind es!“

Ursula preßte die Lippen aufeinander und sagte leise: „Gut — mögen sie es sein. Aber sie sind auch Menschen. Echte, warme Menschen. Was kümmert mich das Geld? Ich will Liebe. Du hast sie mir genommen, und hier darf ich sie vielleicht wiederfinden —“

Er lachte schrill, gemacht, wie einer, der sich Haltung ein-

blasen will: „Liebe! Väterlich! Was können sie, die Liebe zwischen einer Wallstreet-Transaktion und einem unsinnigen Klubeffen abtun, von ihr wissen? Vom heiligen Genuß, der die Liebe erst zu einer Kunst, zu einer Erlesenheit macht.“

Er beugte sich zu ihr, sein Mund streifte fast ihre Wange. „Nie kann dich ein Amerikaner lieben, wie ich dich liebe. Nie könnte er es. Und wenn es nur deshalb wäre, weil seine Liebe nicht durch solch unsagbares Leid gegangen ist wie meine. Durch Opfer, durch Verzicht —“

Eine kleine Falte stand senkrecht in Ursulas Stirn, als sie ihn unterbrach: „Nicht so viele Worte, bitte. Worte tun mir weh. Worte erinnern mich daran, daß sie nicht halten, was sie versprechen.“

Ihr Mund war schmal und schmerzlich verzogen. Die ganze stumme, verkrochene, graue Einsamkeit, die Fassungslosigkeit des vergangenen Jahres, ihr schwerer Kampf traten plötzlich in scharfem Licht vor sie hin, zeigten auf Bertrand: Er war schuld daran! Er hat dich aus der Heimat verjagt, in die Fremde getrieben —

Dann hob sie den Kopf und sah ihm voll ins Gesicht: „Mach' ein Ende, Bertrand. Ich kann nicht zurück, du weißt es. Ich kann nicht, selbst wenn ich wollte. Laß — mich — dich — nicht mehr sehen —“

Ihr schlanker Oberkörper sank halb über den Tisch, als hätten die letzten Worte sie gebrochen. Sie schmeckte Asche auf ihren trockenen Lippen, schien in Asche zu sitzen bis ans Kinn.

„Ich liebe dich nicht mehr, Bertrand, begreifst du es endlich?“

Er stand jetzt mit beiden Füßen auf dem Kampfplatz. „Ich liebe dich und du gehörst mir. Ich muß in drei Monaten wieder zurück nach Europa, und du gehst mit mir, wie du es versprochen. Hier in diesem Brief versprochen.“

Er hielt das blaßblaue Blatt in der Hand, das sie ihm gesandt, nachdem sie Kenneth ihr Jawort gegeben.

„Gib mir den Brief.“

Da bekamen seine schönen, stahlgrauen Augen einen harten Glanz und um seinen Mund kurbte sich eine häßliche Falte. Er schloß die Finger fest um das Blatt und sagte: „Der Brief gehört mir.“

Da stand sie auf und ging an ihm vorüber, langsam dem Ausgang zu. —

Die nächsten Wochen vermied sie, allein auszugehen, sah Bertrand wohl öfter mit seinem Wagen nahe ihrem Haus stehen, doch war keine Gelegenheit für ihn, sich ihr zu nähern.

Was wollte, was bezweckte er?

Er schrieb ihr öfter, dieselben beredten, leichtflüssigen Briefe, die sie nur allzugut kannte. Nach dem ersten schickte sie sie uneröffnet zurück. — In jenem unterstrich er seine Adresse, betonte, daß es wichtig sein könnte für sie, sie zu wissen. Zweieinhalb Monate sei er noch hier —

Ursula war eine schlechte Intrigantin. Vor allem fehlte ihr dazu die Kühle und die Falschheit. Um Bertrand zu entfliehen, dachte sie daran, Kenneth eine Luftveränderung vorzuschlagen, aber er steckte jetzt in der fleißigsten Arbeit, außerdem begann die glanzvolle New Yorker Saison gerade jetzt, und es wäre kaum zu erklären gewesen, wenn sie sich davor zurückgezogen hätte.

Zur Eröffnung der Metropolitan Oper am 3. November waren Mr. und Mrs. MacDonald in die Loge der Dewaits geladen. Man hatte vorher bei Sherrys diniert und war dann hinüber in das große, klobige Haus auf der 30. Straße gefahren, das diesen Abend wieder alles, was die Stadt an schönen Frauen, kostbarem Schmuck, hervorragenden Namen und — Strebern hatte, zur Eröffnungsvorstellung versammelte, wie es üblich seit den glanzvollen Tagen der achtziger und neunziger Jahre war, da die Gesellschaft der Metropolitan noch ihre eigene große und von niemandem bestrittene Rolle spielte. Ursula sah den weiten Bogen des goldenen Hufeisens, das noch an diese vergangene Ära erinnerte, „the golden horse-shoe“, das mit vier übereinander gelegten mächtigen Logenreihen das Parterre umfaßte. Jede Loge wie ein offenes Schmuckkästchen — mattleuchtende Schultern, blühende Juwelen, dazwischen das Triflerien der Brokate, der strahlenden, sorgfältigsten gewählten Farben der Toiletten auf dem Hintergrund des strengen Schwarz-weiß der Fräcke. Der ganze Bogen wie ein riesen-Diadem für das Antlitz der Stadt.

Das goldene Hufeisen —!

Ein Summen schwebte durch den hohen Raum, fiel und

stieg wie Wellen. Ursula wandte den Kopf hinauf, wo die Säge sich in Undeutlichkeit verloren; dort war die Galerie, auch sie riesig und doch, von den Logen aus gesehen, wie ein Schwalbennest im obersten Winkel des Hauses.

Langsam und majestätisch rauchte der gelbe Vorhang auseinander, das Summen erstarb; hier und dort, auf einer Logenbrüstung, bewegte sich tänzelnd, wie ein träumender Paradiesvogel, ein langgefiederter Fächer; in einer Ecke sprang Applaus auf, Verstärkung flatterte ihm zu, bis er das Haus tönend füllte; Huldigung für den Meisterdirigenten, der durch die Geigen, Celli, Harfen und Trommeln des Orchesters hindurch seinen Weg zum Pult suchte, sich dort mehrere Male verneigend.

Teriza und Gigli, die beiden Lieblinge des vorigen Jahres, sangen das Liebespaar in der Tosca. Die warme Musik Puccinis flutete durch Ursulas Herz mit solcher Macht, daß es in die letzten Ecken drang und alles, was darin an Leid, an Angst, an Sehnsucht und Liebe war, bloßlegte. Kenneth saß hinter ihr und wenn sie den Kopf etwas wandte, sah sie durch die fast vollkommene Dunkelheit das Weiß seiner Hemdbrust glimmen; sie fühlte seinen Blick auf sich und neigte den Kopf darunter.

Frage er, wußte er? Was dachte er?

Sie wollte es wissen, so wollte sich ihm an den Hals werfen, ihm sagen: „Kenneth, verzeih mir, ich habe dich belogen, weil ich geschwiegen habe. Ich war häßlich, selbstsüchtig, wollte dich benützen. Dich, du Lieber, — verzeih mir —“

Wie oft hatten sich ihr in den Wochen seit ihrer Begegnung mit Bertrand diese Worte auf die Lippen gedrängt. Aber dann hatte sie doch geschwiegen; sie fürchtete sich, ihm alles zu sagen, weil sie fürchtete, ihn damit zu verlieren.

Und ihn zu verlieren, war unausdenkbar. Er war für sie wie das geliebte Leben selbst: Notwendig, süß, voll Verheißung. Er allein hatte den Schlüssel für das Tor, hinter dem das Leben mit allen seinen Quellen rauschte. Wenn nur Bertrand schon fort wäre, dann würde sie ruhiger sein können, würde Ken —

Diese Nacht nach Tosca hielt sie's nicht im Bett. Sie stand auf, schlüpfte in ihren goldgestickten Kimono und ging durch die Reihen der Zimmer, die ihres von seinem trennten. Sie ging diesen nächtlichen Weg nicht zum erstenmal, aber diesmal war sie fester denn je entschlossen, nicht vor seiner Tür haltzumachen wie die übrigen Mäde, sondern die Klinke niederzudrücken, vor ihn zu treten, alles zu sagen. Und seine Hände zu fühlen, seinen Kopf, seine Wangen so wie damals, da er sie aus den Wogen gerettet hatte. Zögernd blieb sie in seinem Arbeitszimmer stehen, wurde von Rührung ergriffen, als sie auf seinem Tisch, als hätte er vor dem Schlafengehen noch darin gelesen, den Band Andersen's Märchen mit den entzückenden Bildern von Dulac sah, den sie ihm zu seinem Namenstag geschenkt hatte.

Vor den Fenstern lagen die schwarz getürmten Baumassen des Zentralparks, über denen der Himmel aus kohlenlichtdurchsichterten Tiefen zu schwärzer Unendlichkeit aufstieg. In kürzeren und längeren Abständen stießen die Lichtstreifen des Scheinwerfers vom Hafen darüber hin und in ihren fliehenden Flammen begann Ursula, noch einmal ihre Worte überlegend, in dem Buch zu blättern.

Plötzlich beugte sie sich auf ein Blatt Papier nieder, das zwischen den Seiten lag, ein blaßblaues, zerknittertes Briefblatt. Sie nahm es zwischen bebende Finger, hob es hoch, drehte die elektrische Lampe auf, um genau sehen zu können. Und sank aufschluchzend in Kens breiten Arbeitsstuhl.

Das Blatt in ihrer Hand war jener Brief, den sie nach ihrer Verlobung Bertie geschrieben, den sie von ihm zurückverlangt und nicht erhalten hatte. Hier in Kens Buch fand sie ihn! Mechanisch legte sie ihn zwischen die Seiten zurück, schloß das Buch, drehte die Lampe ab und ging in ihr Zimmer.

Ken wußte es also. Hatte es all die Tage hindurch gewußt, vielleicht schon Wochen hindurch, vielleicht auch erst seit gestern. Sie versuchte, sich sein Gesicht, seine Worte von gestern abend ins Gedächtnis zurückzurufen, aber sie vermochte sich an nichts zu erinnern, das an ihm anders gewesen wäre. Er war immer derselbe geblieben, in gleicher Weise den Mantel seiner Liebe in jeder Stunde um sie schlagend. Ken, der Ritter ohne Furcht und Tadel, hatte ihre Lüge gedeckt. —

Eine rasende Scham stieg in ihr auf; mußte er sie nicht verachten, weil sie ihn so bitter enttäuscht? Er hatte nicht in ihr die Erfüllung seiner Träume gesehen, und sie hatte sich benommen wie —

Rastlos ging sie auf und ab, von rasendem Schmerz gepeinigt. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und warf ein paar Sätze auf ein Blatt für ihn. Tränen fielen zwischen die unruhigen Worte. Bevor sie den Brief siegelte, las sie ihn durch, zweimal, dreimal — — —

„Ich liebe Dich, Ken, aber ich weiß, daß es Dir schwer sein wird, das jetzt zu glauben. Ich bin so zernüchert, weil ich fühle, daß ich das Wunderbare zerstört habe, das unsere Liebe hätte sein können . . . und Deine muß ich mir erst ver-

dienen . . . ich kann nicht in Deinem Haus bleiben, nicht jetzt, nicht so. Aber ich werde immer an Dich denken und vielleicht einmal — — aber lasse mich nicht durch die Zeitungen suchen. Sage den neugierigen Leuten, ich hätte ein Kabel meiner Verwandten bekommen, das mich zu meiner kranken Mutter rief. Gott verzeihe mir die Ausflucht. Ich liebe Dich sehr. Es ist lächerlich, das jetzt zu sagen, trotzdem ist es wahr. So wahr, daß mir davon, mehr als von all meinem Schmerz und meiner Scham, Hände und Knie zittern.“ —
(Schluß folgt.)

Die heiligen Nächte. Weihnachtsstudie von F. L. Dunbar von Kaldreuth.

Die Kirche feiert die Zeit vom heiligen Abend bis zur Nacht des Dreikönigtages mit nächtlich erleuchteten Gotteshäusern und der Ausstellung des Christkinds in der Krippe, von seiner Mutter, den Hirten und gabenpendenden Weisen aus dem Morgenlande umgeben. — Vor 700 Jahren hat der heilige Franz von Assisi zuerst eine solche „Krippe“ ausgestellt (1227). — In Oberbayern ziehen noch heute die „Sternjäger“ mit geschwärzten Gesichtern und goldenen Papierkronen, einen erleuchteten Stern mit sich führend, durch ihre Ortschaften und singen Weihnachtslieder. Man denkt auch vielerorts wieder daran, die Begebenheiten der Evangelien von der Kindheit Jesu dramatisch darzustellen, wie es im Mittelalter Sitte gewesen.

Neben allen diesen Gebräuchen aber gehen andere her, die dem altgermanischen Heidentum entstammen und im Denken und Empfinden des Volkes bis heute fortglimmen und sich in bestimmte Volksheilige (St. Nikolaus), Spukgestalten (Knecht Ruprecht, Grampus, Frau Holle), besonders aber in dem sich erhalten haben, was der Aberglaube in den verschiedenen Landschaften in dieser Zeit der zwölf heiligen Nächte zu tun oder zu lassen gebietet.

In der Heidenzeit feierten die germanischen Stämme zur Weihnachtszeit das eine ihrer Hauptfeste, die winterliche Sonnenwende. Wie nach der Ernte, so stiegen, nach ihrer Meinung, auch dann wieder die Gottheiten zu den Menschen herab, segnend und selber Verehrung erheischend. Voran Wotan, der Himmelsgott auf seinem weißen Sonnenroß, der breite Hut die Wolkendecke versinnbildlichend, dann die Erdmutter Frau Berchta oder Holle, die den Saaten Gedeihen brachte und die noch ungeborenen oder früh verstorbenen Kinder bewahrt, auch Göttin des Hauswesens, ihr folgt Donar der Gewitterlenker und Fro auf seinem goldborstigen Eber, der das Feld mit den reifen Gerstenähren darstellt. — Daß diese hilfreichen Gewalten dem Hilfesuchenden näher als sonst seien, gab Anlaß zu den verschiedensten Zaubereien. Die Kirche hat diese Gebräuche nur verwandeln können, aus symbolischen Handlungen wurden mehr oder weniger inhaltslose Poesien. Die Götter, die nicht zu Heiligen wurden (Sagus Grammaticus sieht in Wotan, Thor und Fricka die Heilige Dreieinigkeit wieder), nahmen Spukgestalten an; die heidnischen Entschmäuse wurden Kirmessen, das Zulfest zum Weihnachts- und Neujahrsfeste. Aber eine Menge von Sitten und abergläubischen Meinungen, wie auch zauberischen Handlungen, blieben als Denkzeichen daran bestehen, daß sowohl die Adventszeit wie die zwölf heiligen Nächte einst anderen himmlischen Gewalten geweiht gewesen waren.

Der heilige Martin und der fromme Bischof Nikolaus sind ehemalige Götter. Welches Kind von England bis Österreich kennt sie nicht und dazu den Knecht Ruprecht? Letzterer, der alte Hruodpercht d. h. „Ruhmespracht“, war der germanische Götterkönig selber.

Die ganze Periode unserer Weihnachtszeit war die Zulfest unserer Vorfäter, nämlich die Zeit, wenn die Sonne, dem Anscheine nach an ihrem Wendepunkt angelangt, zwölf Nächte ruht, bis sie wieder höher und höher am Horizonte emporsteigt. In diesen zwölf Rau- oder Ruhnächten ruhten daher auch alle Ackergeräte, Spindeln und Waffen, es war

Feierzeit. Man brachte den überirdischen Opfer, besprengte mitternachts die Wohnungen mit Wasser aus heiligen Quellen, entzündete Feuer und rollte dreimaldreispeichige Feuerräder (Zul-Rad, auch die arischen Inder kennen das Sonnenrad) als Symbol der Sonne von den Bergen. So errichtete noch in unserer Zeit die Jugend von Schweina in Thüringen auf dem Döngelberge eine Pyramide aus Felssteinen, zu der man am Weihnachtsabend mit Fackeln hinaufzog, Weihnachtslieder sang und zuletzt die Fackeln auf einem Haufen zusammenwarf. Übrigens sind die Überbleibsel jener alten symbolischen Sonnenräder die Zuckerringel, die wir an die Christbäume zu hängen gewöhnt sind. — Festschmäuse und Trinkgelage füllten die Feiertage der Zulzeit aus. Besonders zahlreich aber haben sich die Nachtlänge der alten Zulfeier erhalten, weil man glaubte, daß die zwölf Nächte mit besonders göttlichen Kräften erfüllt seien und man durch Zauberwerk die Zukunft erforschen und sich selber Glück sichern könnte. In der Christ- und Silvesternacht gießen deshalb viele Blei oder es werden auf Kork schwimmende Lichtlein ins Wasser gesetzt, um an der Dauer ihres Brennens die Länge des eigenen Lebenslaufes zu erkennen. Was man in Calw (Württemberg) in den zwölf Nächten träumt, das wird sich in den zwölf Monaten des folgenden Jahres ereignen. In thüringischen Dörfern lauschen die Mädchen in der Weihnachtsnacht auf der Schwelle des Pferdestalles, und wenn ein Hengst wiehert, so glauben sie, daß bis Johanni ein Freier bei ihnen erscheinen wird. An die Gnade der Götter zu dieser Zeit erinnert auch der Zulklapp in den nordischen Ländern, wenn den Gästen Pakete mit allerhand Geschenken von einem unsichtbaren Geiste, der die Tür aufreißt und „Zulklapp!“ ruft, hereingeworfen werden.

Diese wenigen Beispiele lassen sich noch vermehren; erwähnt sei nur das Freitugeligießen im Bayerischen Walde; die in der Christnacht gegossenen Kugeln sollen treffsicher sein. Im Pustertal in Tirol suchen die Schützen sich dadurch kugelfest zu machen, daß sie das Lambl-Brot essen, das während der Christmette gebacken wird. — Der zweite Weihnachtstag, von der Kirche dem heiligen Stephan geweiht, heißt am Niederrhein und in Schwaben noch der „Pferdstag“, man schlägt an diesem Tage dort den Pferden eine Ader und nagelt Hufeisen über die Stalltüren zur Abwehr von Zauberei. — Ganz besonders aber gehört hierher der Umzug des „Wilden Heeres in den zwölf Nächten“, der z. B. in Westfalen als „Wilder Jäger“ oder „die engeste Jagd“ die Gegend unsicher macht. In Schwaben heißt sie „Wotansheer“ oder „die wütende Jagd“ (wütend = Wotan). Bald sind es riesenhafte Reiter auf weißen Schimmeln, bald rasende Wagen, bald braust ein langer Gespensterzug von Weihnacht bis Neujahr durch das schwäbische Land und ein gewaltiger Sturmwind segt vor ihm her. Er nimmt seine bestimmten Wege; in Immenhausen und Pufflingen „die Herrengasse“ genannt, in Udingen „Muotesjarn“ geheissen. Bei Huldstätten muß man die Augen schließen, sonst erblindet man, wenn der „weiße Schimmelreiter“, der kein anderer als Wotan, Deutschlands alter Götterkönig, ist, vorbeireitet. So erlebt unser Volk noch heute in den zwölf heiligen Nächten die Nachwehen jener Götterdämmerung vor 2000 Jahren.

Der ungerade Zwölfer. Keine Jagdgeschichte. Von A. De Nora.

„Einzig schön, diese Fernsicht!“ Frau Berta stieß das Fenster auf. „Welche Lust! Champagner für die Lungen! Hier wollen wir bleiben!“

„Gefällt es dir gut?“ frug der Gatte. „Glaubst du Erholung und Vergnügen zu finden?“

„Schon der erste Atemzug — wie ein Trunk! Berge!

Wald! Man saugt sie förmlich ein . . . schmeckt sie auf der Zunge —“

„Aber schließlich, — da wir nicht nur von Berg- und Waldluft leben —“

„— Zyniker! Materialist!“

„— und nicht in Berg und Wald, sondern zwischen vier

Wänden, — bist du auch mit dem Zimmer zufrieden?“ — „Es ist reizend! Ganz in Weiß. Das liebe ich besonders! Wie reinlich, appetitlich, jungmädchenhaft!“ Sie blickte umher. „Der entzückende Frisiertisch mit dem hohen Spiegel! Man sieht sich ganz, Gott sei Dank! Das Bett scheint gut zu sein! Sogar ein ‚Himmel‘ aus Spitzen. Ich werde glauben, unter blühenden Kirschen zu liegen!...“

„Nur der Diwan dünkt mich überflüssig —“

„Im Gegenteil: nicht zu entbehren! Wo sollte man ausruhn untertags?“

„Nimmt er nicht zuviel Raum ein? Verengt er nicht den Weg zum Fenster, zum Waschtisch?“

„Nicht im geringsten!“ — Sich in die Polster werfend: „Sieh her, man könnte im Liegen die Berge zeichnen!“

„Schön also — wir behalten dies?“

„Nichts anderes! Ein wahres Glück, daß wir sofort auf die gute Pension stießen! Und auf solch ausgesuchtes Appartement!“ — Sie legte den Hut und Mantel ab, der Gatte folgte. Koffer kamen, wurden ausgepackt; man richtete sich ein. Abendessen im kleinen Speisesaal... Vorzüglich!...

„Weißt du,“ erklärte sie, „zum vollen Genuß einer Sommerfrische gehört auch gute Küche! Darüber geht nichts! Der Kochlöffel ist gleichsam das Siegel unterm Protokoll des Glücks. Wir konnten's kaum vollkommener erraten!“

Strahlende Luft! Tage wie Honig an der Sonne!

Man lebte mit Blume, Wind und Quelle wie die Turteltauben! Und war man's müde, empfing einen das schöne weiße Gemach als sauber gewaschener Steward, schob Diwan unter, Kissen, öffnete Markisen oder schloß sie, fächelte Luft zu, mummelte in Schlaf —

Die erste Woche war schon zuckersüß vertan, fast ohne daß man dazu gelangt wäre, von den übrigen Injassen des Hauses jemand kennenzulernen.

An diesem Sonntag aber stand Ausruhen auf dem Programm des Paares.

Hübscher kleiner Garten umgab die Villa; nichts hinderte, sich einen Liegestuhl ins Freie tragen zu lassen.

Frau Berta dehnte sich in ihrem neuen Morgenrock, der Gatte war in den Ort gegangen, Zigarren kaufen, sich verschönern.

Der kleinen Frau Gesellschaft schätzten sich zwei ältere Damen zur besonderen Ehre. Liebe, erfahrene Damen, Stammgäste der Pension, die jedes Jahr hier ihre Ferien verbrachten. Sie wußten alles, was im Orte, in der Villa, den Zimmern der Villa jemals passiert war, passierte und passieren würde. Und was sie nicht wußten, danach fragten sie. In einem Paskibiro konnte es nicht gründlicher genommen werden. Woher man sei? Wie lange verheiratet? Wieviel Kinder? Ob man zum erstenmal hier oder schon öfter? Für welche Dauer? Wie man mit dem Zimmer zufrieden sei? Mit welcher Nummer? Frau Berta antwortete peinlich genau. Sie glaube, das große Los gezogen zu haben.

Die ältere der beiden Damen zuckte die Achseln, die weniger alte kicherte: Es käme eben ganz darauf an, was man unter Los verstehe. Sie hätten beide schon einmal da oben gewohnt. Das heißt: daneben. In Nr. 12 oder 14. Denn mit 12a habe es so seine Bewandnis —

Wieso? Was für Bewandnis? Sei etwas nicht in Ordnung? Spuke es? Gespenster? Schwarze Ritter? Weiße Frauen? Graue Mäuse?

Nr. 14

Nein. Spuk lasse sich des Raumes Eigenheit kaum nennen: Obgleich vielleicht manch einer —, kurzum, wenn die gnädige Frau sich wohl fühle in Nummer 12a, warum sollte sie nicht dort wohnen? Alles im Leben bleibe Anfsichtsache —

Die „gnädige Frau“ wurde unruhig. Sie begreife nicht! Diese Andeutungen! Natürlich würde man keinen Raum bewohnen, der —. Was fehle eigentlich? Sie bitte wirklich um Erklärung!

Ach, die liebe Ungebuld! Nur keine Aufgeregtheit! Nicht der mindeste Grund! Man wolle nichts gesagt haben. In dessen — wäre ihr nie die Reihenfolge der Zimmer aufgefallen?

Keineswegs! Darum haben sie sich nie gekümmert. Wie sei denn diese Reihenfolge?

Lächerlich einfach: „Zwölf — Zwölfa — Vierzehn —“ Frau Berta dachte nach. Merkte auf einmal, daß — dreizehn fehle. 12a sei eigentlich...

Dreizehn! Weiter nichts! Ganz harmlos maskiert. Auf 13 wohne niemand gerne... Trotz alledem bleibe freilich 13 dreizehn! Auch umgetauft. Auch mit oder ohne a!

Die Stirne der kleinen Frau umwölkte sich ein wenig. Allerdings: 13, die Unglückszahl! Merkwürdig, daß weder ihr, noch ihrem Gatten die Wahrnehmung bewußt geworden! Übrigens, sie sei nicht abergläubisch. Aber glaube finde sich mehr bei altmodischen Leuten —

Die ältere der älteren Damen zuckte die Achseln, die weniger alte kicherte: „Gewiß! Man spricht auch nur davon. Wie schon bemerkt, — Anfsichtsache! Wollen von anderem reden —“

Aber Frau Berta war nun doch etwas ärgerlich. Erhob sich. Hatte genug vom Liegestuhl. Ging ins Haus. Auf ihr Zimmer. Diese ominöse Dreizehn...

Warum auch nicht? Man durfte es ruhig dreizehn nennen. 12a —, lächerlich! Als ob sich jemand davor fürchten würde! Sie nicht! Sie — Frau Berta — ganz gewiß nicht! Thretwegen konnte es „12y“ heißen! Oder 13a—z! Ihr war das egal. Sie fand es nur abgeschmackt von dieser — Pensionsinhaberin, ein Zimmer 13 über-

haupt zu vermieten! Wenigstens hätte sie darauf hinweisen müssen! Nicht jeder ist so frei von Vorurteilen, wie Frau Berta. Es könnte Leute geben, die auf „13“ nicht wohnen möchten, auch wenn es nicht dreizehn hieße! Diese Vertuschung und Vertauschung mit „12a“ — plumpe Sache! Ein Kind mußte darauf kommen. Sie und ihr Mann hatten natürlich anderes zu tun, als Türnummern zu studieren. Allein, eben darum, hätte ein Hinweis auf die Zahl —

Frau Berta wollte sich nun übrigens persönlich überzeugen, ob wirklich die Zahl „13“ fehle. Konnte nicht „12a“ zur Linken zwölf, zur Rechten dreizehn haben? Gehe sie also ihr Gemach betrat, schlich sie leise (es war nicht nötig, alle Welt zu Zeugen ihres Zweifels zu machen) vor die eine und die andere Nachbarnummer. Stockfinster! Raum zu lesen. Vollkommen dunkler Korridor! Ein Fehler des Hauses, der ihr früher entgangen war. Schöne Wohnräume müssen auch schönen Zutritt haben. Man hätte dies sofort tadeln müssen! Allein — wer denkt an alles?...

Sie öffnete jetzt, ununterrichteter Dinge, ihr 12a, und — wäre beinahe mitten in die Stube gefallen. Denn die Türschwelle lief so erhöht, daß jeder stolpern mußte, der da harmlos eintret. Stolpern mußte! Zwar war man bisher

„Kranksein“.

Kranksein!

Nicht mehr in die olle Schule gehn brauchen,
den ganzen Tag zu Hause bleiben,
und

aber auch rein gar nichts, was einem weh tut!

Mutter macht mir Himbeerwasser,
streicht mich

und

bezückert mir Apfelsinen.

Ach, ist das schön!

Der große Tisch wird an mein Bett gerückt;
aus

bunten Schiebapppfästchen,
niedlichen Pillenschächtelchen und richtigen Medizinflaschen
baue ich mir eine Festung für meine Bleisoldaten;

die
ganze Schublade liegt voller Bonbons.

Am

Nachmittag,
wenn man dann geschlafen hat,
kommt die alte

Knoppka,

„na, Didus? Mal wieder das Piepschen verquer?“,
lacht und erzählt
Geschichten.

Oder

man liest den Robinson,
Haußs Märchen oder den Lederstrumpf,
oder

man besieht Bilder.

Nach
der Dokter!

Der hat immer so'n Hörrohr.

Arno Holz.

noch nicht gestolpert — aber aus purem Zufall. Nahezu durch ein Wunder! Solche Schwellen gibt es doch eigentlich in keinem ordentlichen Hause mehr! Kann ein moderner Architekt so etwas konstruieren? Wozu studieren diese Menschen überhaupt?

Frau Berta stand, grollend, jenseits der liederlichen Schwelle und schloß die Tür hinter sich.

Unten im Vorplatz läutete die Glocke. Gott, schon zum Mittagessen? So spät war sie daran? — und noch nicht umgekleidet! Der dummen Nummer und noch dümmeren Schwelle wegen! Jetzt hieß es hasten!

Gewänder wurden aus dem Schrank gerissen (lösten sich kaum von der Bügelfange, denn sie war zu dick!...). Dann — welches Kleid wählen? Das blaue malt Ringe unter die Augen... das grüne schadet dem Teint... ihr gelbes... Ach, zum Ruduck, weshalb jetzt überhaupt sich umziehen, wo sie keine Lust hat...? Sie wäre gerne noch im Garten gelegen, aber nein! Man ist sein eigener Herr nicht! Zum Essen befohlen! —

Sie möchte essen, wann es ihr beliebt! Nicht wann die Köchin dieser Pension das Zeichen gibt. Dieser unsoliden Pension, in der sich Hinterlistigkeiten, wie die Schwindelzahl 12a statt 13 finden —

Mißmutig hat Frau Berta währenddem das Gelbe übergeschlüpft, den Bubitopf, den eben erst ondulierten, böß zerrüttend — —

Weil niemand ihr dabei half! Kein Zimmermädchen, — kein Gatte. Wo steckte er eigentlich solange? Man braucht doch nicht zwei Stunden, um sich rasieren zu lassen? Wahrscheinlich flaniert er durch die Straßen des Kurdorfs, um die Beine junger Mädchen zu betrachten, indessen sie beinahe das ihrige gebrochen hätte!

Weinen stand nahe. Wenn es geschehen wäre, sie wäre mutterseelenallein gelegen! Ohne Hilfe! Ganz verlassen! Hat sie geheiratet, um wie ein Wild zu sterben?

„Ich unglücklichste aller Frauen!“ stöhnt sie, schluckt, würgt an Tränen, die aus dem Halse steigen...

Gottlob, da geht die Tür.

Karl kommt, fröhlich pfeifend, die Zigarre im Munde, der Hut sitzt ein wenig schief —

„Woher kommst du? Du hast getrunken?“ Sie streckt die Hand abwehrend vor, als hätte er sie umarmen wollen —

„Schaz —“ will er sagen, aber ihr Schrei verschlägt ihm das Honigwort. „Kind,“ sagt er, „was hast du? Warum so aufgeregt?“

„Warum? Drei Stunden bist du weg, angeblich zum Rasieren! In Wirklichkeit... wer weiß wozu?! Ich mittlerweile sterbe — gehe zugrund, — breche mir die Beine — zweimal jedes —“

„Am Gottes willen, wo? Wann? Wie? Du stehst doch auf den Füßen — und — sie sind gebrochen? — zweimal —“

„Jedesmal! Beim Hereingehn und Hinausgehn! Über diese heimtückische Schwelle, die du natürlich nie ins Auge gefaßt hast! Bei der oberflächlichen Art, mit der du mietest!“

Verblüfft sieht er sich um: „Eine —, welche —?“

Aber sie hat währenddem begonnen, ihr Haar zu bürsten. Mit jedem Bürstenstrich gibt sie ihm Lehren. „Erstens“ — erster Strich — „erstens sieht man sich den Korridor an, — ob er finster oder gut beleuchtet —, zweitens“ — zweiter Strich — „die Zimmernummer, ob sie richtig —, drittens, die Eingangsschwelle, ob sie stolprig ist —“

„Bist du im dunklen Korridor gestolpert?“

„Viertens: die ganze Pension! Ob sie solide oder unsolide ist! Fünftens, ob man zu den Mahlzeiten geheßt wird oder sie gemächlich einnehmen kann. Sechstens, ob die Kleiderbügel richtige Haken haben oder den Schlosser brauchen, sie herauszunehmen. Achters —“

Karl setzt sich auf den Diwan. Er fürchtet, müde zu werden. Vielleicht ist er müde —

„Neuntens: ob der Diwan nicht mehr Platz einnimmt, als nötig! Denn während du hier sitzt, finde ich kaum Freiheit, mich zu frisieren.“

Karl steht auf und setzt sich auf den Bettrand.

„Herzchen,“ erlaubt er sich zu sagen, „auf den Diwan habe ich jederzeit aufmerksam gemacht. Ich fragte, ob er dir zu geräumig sei —“

„Dann hättest du das Zimmer nicht nehmen sollen! Übrigens scheint auch der Ofen zu rauchen. Es liegt so etwas Sengeriges in der Luft —“

„Der Ofen? Hier gibt's nur Dampfheizung. Im Winter. Zurzeit raucht niemand — als ich —“

„Hilfe!“ kreischt sie plötzlich. „Feuer! Sieh hin. Der Himmel brennt! Du hast den Himmel angesteckt!“

Schon reißt sie ihm die Zigarre aus der Hand und ein Ende des Spitzenvorhangs herunter, der das Bett umwolft...

Karls Glimmstengel hatte ein Loch hineingebrannt — es glostete und schwelte bereits — nun riecht es fürchterlich —

„Dieses gräßliche Zimmer!“ ruft sie, das Fenster öffnend, „sagte ich dir nicht, daß solche Spizendraperien Unsinn sind? Betthimmel! Wer liebt heutzutage noch Betthimmel?! Un-

modern, unhygienisch, feuergefährlich, infektiös! Man muß schon Idiot sein, um dergleichen zu mieten!“

„Wenn ich mich recht entsinne“ — wagt er — „gefiel dir dieser Himmel ganz besonders gut! Man liegt wie unter weißen Kirschenblüten, sprachst du —“

„Niemals! Ich sprach von Bäumen da draußen! Vom Himmel — über uns —!“

„Von der Champagnerluft —“

„Schweige von dieser Luft! Die Fenster zu! Soll ich mir eine Lungenentzündung holen? An solchen Häuserecken gibt es — nur Zug! Du hättest das wissen müssen! Mußtest es vermeiden, statt mich hierherzuschleppen!“

Er schloß schnell die Scheiben und schüttelte den Kopf. „Du bist völlig verwandelt! Vor einer Stunde noch schienst du glücklich, hier zu sein —“

„Glücklich? In solchem wahren Unglücksloch, — das du mir beinahe über dem Kopfe angezündet hättest?“

„Oh, darum also? Tröste dich! Das Stückchen Vorhang wird zu ersetzen sein. Oder wir bitten die Hauswirtin, ihn abzunehmen, wenn er dich stört! Übrigens, nichts störte dich vorher! Du nanntest es geradezu Schicksalsfügung, daß wir hier Herberg', Heim und gute Küche gefunden —“

„Gute Küche? Ausgeschlossen! Böse Küche! Sie macht uns zu Heloten, Sklaven, Galeerensträflingen. Man tanzt, wie unten am Herde gepiffen wird! Muß Treppen empor, Schwellen nehmen, Beine brechen, Kleider zerreißen, Himmel verbrennen, Lungenentzündung bekommen — — alles nur, weil heute die Köchin Sonntagsausgang hat und an die Glocke schlägt! Und nun ist sowieso alles fertig!“

„Fertig? Wieso? Es ist doch erst —“

„Essenszeit! Essenszeit vorüber! Läutete längst. Du warst nicht da. Und unten speißt man nun schon —“

Karl zog die Uhr: „Du irrst! Noch mehr als eine Stunde Zeit! Ich dacht' es doch.“

Sie stuchte. Staunte! Was hatte sie denn gehört?

Und wußte plötzlich: „Der Teufel hole diese alten Schachteln!“

Während sie ihm erzählte, fiel es wie Schuppen von ihren Augen. Der ganze Schabernack war ihrem eigenen Kopf entsprungen. Nicht „Dreizehn“ brachte Unheil, sie selber hatte Ungeschied in Dreizehn gebracht.

Da lachten sie beide und küßten sich, — so lange und gründlich, daß das arme kleine Unglückszimmer am Ende ganz von Glück überflutet war...

Der Weihnachtsbaum.

Am heiligen Abend mein Junge
Sprach's hin wie goldenen Traum:
„Weißt, Vater, wie eine Mutter
Sieht aus der Weihnachtsbaum...“

Ernst Theodor Müller.

Das Bäumlein aber strahlte,
Als stünd's im Weltenall,
Behängt mit allen Sternen,
Hoch über Mariens Stall.



Farbige Lithographie.
Von Viktor Gschler, Wien.

gar gesellschaftlich oder geschäftlich nur flüchtig Bekannte mußten bedacht werden, und wenn am Neujahrsmorgen der stöhnende Briefträger an unserer Tür eine Wucht von Drucksachen abgab, stellte sich mit Notwendigkeit heraus, daß unsere Liste unvollständig war. Irgend jemand, dem wir mit ausgesuchter Höflichkeit zu begegnen hatten, war doch vergessen, und nun brachte er sich durch seine Karte in beschämende Erinnerung. Schnell noch eine Adresse geschrieben und weg damit! Ein Glück, daß man Marken auf Vorrat gekauft hatte!

Alle Welt mit Ausnahme der Post und der Kartenindustrie klagte über diesen Unfug, und es fanden sich entschlossene Leute, die mit ihm brachen, freilich auf eine recht prosaische Weise. Sie zahlten einen Taler in eine Wohltätigkeitskasse, und die Zeitung veröffentlichte ihren Namen. In dieser Quittung sollte der Glückwunsch für jeden, der ihn haben wollte, enthalten sein. Praktisch gewiß, aber unliebenswürdig. Nein, da schufte man lieber und schrieb Adressen. So eine Karte mit Glückwunsch und aufgedrucktem Namen hatte doch ein anderes Ansehen!

Was das Ansehen anging, war man allerdings äußerst bescheiden geworden. Noch in der Biedermeierzeit gab es eine Menge geschmackvoller Neujahrskarten. Eine vornehmlich in Wien ansässige Industrie schuf Sinziges, Lustiges, Zärtliches, Treu-

Künstlerische Neujahrskarten

Von Peter Fries

Eine abscheuliche Sitte bestand vor etwa dreißig Jahren, und mancher Leser wird sich noch mit Schauern daran erinnern. In den wundervollen Tagen zwischen dem heiligen und dem Silvesterabend saß die ganze Familie und beschrieb die Umschläge für Neujahrsglückwünsche. Die Liste war endlos lang, denn man beglückwünschte ja nicht bloß die lieben Verwandten und die guten Freunde. Respektspersonen und Berufsgenossen, ja so-

herziges, auch wohl Zweideutiges in reicher Auswahl. Jeder fand, was er suchte, der feine Herr, die elegante Dame, der gute Onkel, der dankbare Sohn, die derbe Köchin, das feste Stubenmädchen. Die Karten mit ihren Bildern und Versen waren keine großen Kunstwerke. Aber wie fast alles, was aus dieser Zeit stammt, waren auch diese bescheidenen Blätter, geschaffen von Zeichnern vierten Ranges, innerlich erlebt und deshalb wertvoll. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war diese Kleinkunst tot. Es gab nur noch eine

Kartenindustrie, die mit Kunst nichts mehr gemein hatte. Wer ihren langweiligen Sinnbildern, süßlichen Blumenkränzen, albernem Texten entrinnen wollte, konnte gar nichts Besseres



Handkolorierter Holzschnitt
von F. Georg Tobler, München.

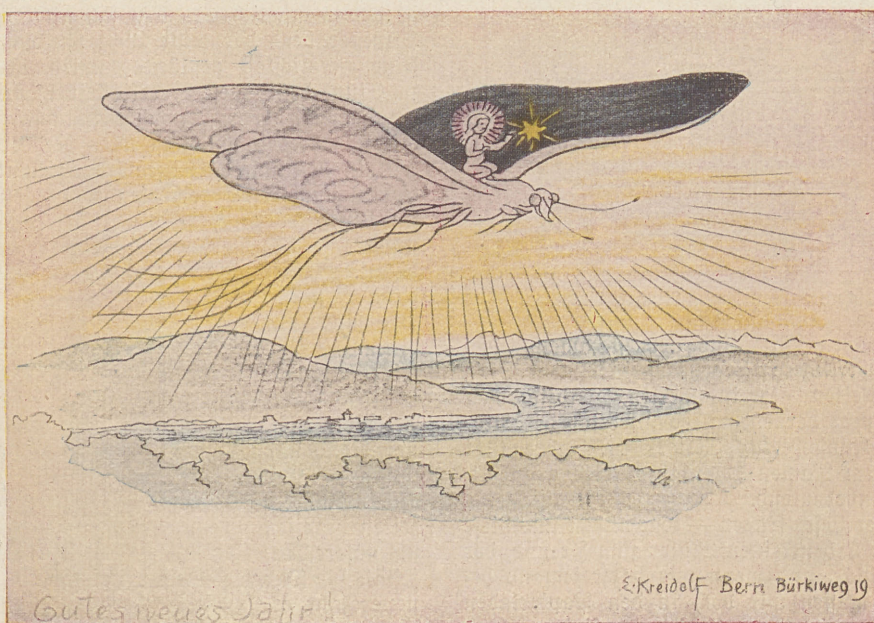


Handkolorierter Holzschnitt von Hans Hirt,
München.

tun, als sich nach Art von Besuchskarten seine „Herzlichen Glückwünsche“ drucken zu lassen. Der Wohlhabende zahlte was drauf für Goldschnitteden.

Für Menschen von Phantasie und von Gefühl war die Versendung wie der Empfang dieser Karten eine Qual, und es ist selbstverständlich, daß Maler und Zeichner nicht zum Papierwarenhändler liefen, um sich Neujahrskarten zu kaufen.

Sie machten sich selbst ihre Glückwünsche zurecht, und wer einmal die Schriftleitung des Daheim besucht, sieht im Wartezimmer unter Glas und Rahmen eine lustige Folge von



Handkolorierte Lithographie. Von Ernst Kreidolf, Bern.

gemalten und gezeichneten Neujahrskarten aus den neunziger und aus späteren Jahren. Das sind auch der Zeit nach frühe und hervorragende Vorläufer der neuen Blüte dieser Gelegenheitsgraphik. Sie war erst möglich in dem Augenblick, wo es den Künstlern klar wurde: auch kleine Kunst ist Kunst und braucht zu ihrer Vollkommenheit denselben Ernst, dieselbe Hingebung wie die große. Ja, es ist wahrscheinlich für die Masse des Volks viel wichtiger, daß es gute

Neujahrskarten kauft, als daß an irgendeiner monumentalen Wand ein Riesenschinken hängt, auf dem mit langweiligem Pathos die Einführung des Schießpulvers in Neutomischl geschildert wird. Nicht zu unterschätzen ist das Vorbild englischer Künstler und ihrer Christmas-Cards. Man hatte die englische Buchkunst mit dankbarer Begeisterung aufgenommen und die deutsche Gleichgültigkeit gegen das Buchgewand aufgerüttelt. Jetzt ging man weiter, und außer Plakaten, Theaterzetteln, Bucheignerzeichen, Tanzkarten usw. kam auch die Neujahrskarte dran. Man verschickte nicht mehr an diesen oder jenen guten Freund ein Original und damit genug, sondern man schnitt den Glückwunsch in Holz, lithographierte oder radierte ihn und stellte so eine größere Auflage des Blattes her. — So unübersehbar groß und mannigfaltig seit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre die Schar der Künstler geworden ist, die regelmäßig Neujahrskarten schaffen: sie haben alle etwas Gemeinsames, einen beschaulichen, man möchte sagen: einen deutschen Zug. Es ist nämlich ein laienhafter Irrtum, Blätter die hier abgebildeten seien in einer müßigen Nebensunde geschaffen. Auch sie verlangen eine gesammelte Kraft, und wer mit seiner Zeit geizt, der macht lieber etwas anderes, was sich ansehnlicher darstellt und besser lohnt. Zu den Großmeistern dieser Kleinkunst und ihren Wegbereitern zählen Künstler wie Albert Welti und Ernst Kreidolf, Oskar Graf und Ignatius Taschner, vornehmlich aber Rudolf Schiestl, dessen Neujahrblätter das Daheim vor einem Jahr gewürdigt hat.

Es ist bezeichnend, daß die hier ausgewählten Neujahrskarten fast durchweg von

der gewünschten Auswahl und Güte, ist das Verdienst der Künstler, auch derer, die nie für die Industrie gearbeitet haben. Denn wenn Gutes entsteht, so setzt es sich eben doch mit der Zeit durch,



Farbige Lithographie Von Otto Hans Beier, München.

und das Schlechte wird erkannt, verlacht und verachtet. Aber das Rechte bieten die Karten im Laden doch nur selten, und wer sich selbst, seinen Freunden und dem Künstler eine Freude machen will, der lasse sich seinen Neujahrsglückwunsch von einem guten Graphiker entwerfen. Das ist viel hübscher als ein Exlibris, wofür mancher geschwärmt hat, dem es nachher viel zu langweilig war, es in seine Bücher einzuflehen.

Kolorierter Holzschnitt. Von Eduard Ege, München.

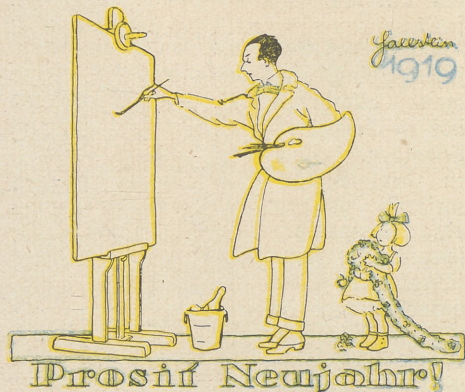


Handkolorierter Holzschnitt. Von Franz Ringer, München.

Süddeutschen, aus München, Wien und Bern stammen. Man hat dort in einem gemächlicheren Lebenszuschnitt mehr Sinn für kleine Freundlichkeiten als in Berlin, Leipzig oder Dresden. Als in Leipzig der ehemalige Direktor der Akademie für graphische Künste Max Seliger im Jahre 1911 einen Verein unter dem Namen „Neujahrskarte“ gründete, war der Erfolg nur unbedeutend.

Aber — so wird der Leser fragen — was nützen uns diese schönen Blätter? Wir haben keinen Maler zum Freund, der uns solch ein Blatt schickt, und wenn wir selbst jemand beglückwünschen wollen, müssen wir doch in den Papierladen und glücklich sein, wenn wir etwas Geeignetes finden. Daß man nette Karten kaufen kann, wenn auch längst noch nicht in

Scherz und Ernst sind auf den hier wiedergegebenen Blättern gemischt. Ein einziges, das rein dekorative von F. Georg Tobler, ist allgemein gehalten. Ein anderes, das von Viktor Eichler, zeigt den etwas pathetischen Wanderer ins Unbekannte. Aus dem Märchenlande lassen Kreidolf und Beier das neue Jahr heranspringen. Der Rest ist lustig und spaßhaft. Mit Musik und Hallo wird das Jahr willkommen geheißt und selbst die ehrwürdigen Weisen aus dem Morgenlande kommen münchenerisch daher wie in alten Epiphaniaspielen, wo der volkstümliche Humor auch das Heilige treuherzig und ohne Arg unter den Arm nahm. Das ist sehr menschlich und läßt sich nicht vermeiden. Wenn am Silvesterabend das letzte Licht am Tannenbaum erlischt und seine Herrlichkeit geplündert wird, ist uns allen wehmütig zu Sinn, denn diese Herrlichkeit ist kurz gewesen, und niemand weiß, ob er sie noch einmal sehen wird. Wir wissen, dieser Jahreseinschnitt ist Menschenwerk, und die Unendlichkeit, in der unsere kleine Erde herumtaumelt, kümmert sich nicht um unseren Abreißkalender, der jetzt so erbärmlich mager an der Wand unserer Stube hängt. Aber dann packen wir uns mit einem Ruck wieder mitten in das Herz der Welt. Sonne, Mond und Sterne und alle Jahreszeiten kreisen um unsere Majestät. — Das neue Jahr erscheint, um uns zu dienen.



Farbendruck. Von Willy Hallstein.

Der verdorbene Magen gehört zu den alltäglichsten Störungen unjener Gesundheit. Freilich insofern auch nicht zu den alltäglichen, als er sich mit einer gewissen Vorliebe und als besonders lästiger Störenfried gerade an Sonn- und Festtagen sowie bei sonstigen feierlichen Anlässen einzustellen pflegt.

Es hängt dies mit seiner Entstehungsweise zusammen. Bekanntlich verdankt er in erster Reihe einer übermäßigen Nahrungszufuhr, einer Magenüberladung sein Zustandekommen. Eine alte Erfahrung lehrt nun — auch das ist eine Seite des vielgestaltigen Leib-Seelenproblems —, daß Tafelgenüsse bei den meisten Menschen freudige Empfindungen auslösen und gehobene Seelenstimmungen steigern. Daher die weitverbreitete Gepflogenheit, durch eine besondere Üppigkeit des Mahles Festen jeder Art, seien es Familien-, Erinnerungs- oder selbst religiöse Feste, den Charakter des Außerordentlichen zu verleihen und die Lustgefühle bei den Teilnehmern zu erhöhen.

Nicht nur mit größeren Mengen belasten wir bei solchem Anlaß den Magen; auch bei der Wahl der Gerichte pflegen wir vom Gewohnten abzuweichen. An Stelle der bewährten, bekömmlichen Kost tritt eine aparte und keineswegs immer leichter verdauliche; so für das Alltagsbrot das mannigfache Kuchengebäck mit seinem hohen Gehalt an gärungsfähigem Zucker, für die einfachen Hausmannsgerichte seltene Leckerbissen und Delikatessen in pikanter, den Gaumen, aber auch den Magen reizender Zubereitung, anstatt des schlichten Wassers der anregende Wein. All dies ist wiederum dazu angetan, die Neigung zu Ausschreitungen zu steigern. Mitunter gesellt sich noch die Volksfeste hinzu, die bei bestimmten Festen bestimmte Speisen bevorzugen läßt, die sich nicht eben durch Leichtbekömmlichkeit auszeichnen, wie z. B. die Honig- und Lebkuchen, die Mohntöpfe, Rosinenstollen und Fettkarpfen der deutschen Weihnachten.

Bei vielen Gastmählern wird überdies das leidige Anmieren seitens der Gastgeber leicht zu einer Gefahr. Es mag bescheidene Gäste geben, bei denen solch Zuspruch am Plage ist. Oft genug aber kommt die inständige Bitte der eifrigen Hausfrau an ihre Gäste, ihr den einzigen Gefallen zu tun und mehr zu essen, weiter zuzugreifen, dem freundlichen Ersuchen bedenklich nahe, sich ihr zuliebe durchaus — den Magen zu verderben! Zu dem bei solcher Gelegenheit beliebten Hinweis, wie „leicht“ und wie „gesund“ gerade die angebotene Speise sei, ist zu sagen, daß allzuviel in jedem Falle ungesund ist, auch bei den leichtesten Gerichten, während umgekehrt eine noch so schwere Kost, maßvoll genossen, nicht zu Schaden braucht.

Fällt es somit schon uns Erwachsenen häufig schwer, Maß zu halten und dem Grundsatz zu folgen, der, so grausam er erscheint, doch im Grunde das Richtige trifft: „Wenn's am besten schmeckt, soll man aufhören!“, so ist eine solche Selbstbeherrschung vom unerfahrenen, seinen Trieben blind gehorchenden Kinde gewiß nicht leicht zu verlangen. Schon der Säugling an der Mutterbrust verdirbt sich gelegentlich den Magen, indem er mehr trinkt, als ihm frommt. Die Häufigkeit des verdorbenen Magens bei kleinen Kindern aus Anlaß von Geburtstags- und anderen Festen ist hinlänglich bekannt. Nicht die Kinder trifft hier die Hauptschuld, sondern die Erwachsenen, die jene ohne ausreichende Kontrolle zugreifen lassen. Auch die immer noch weit verbreitete Gepflogenheit, Kindern, denen man eine Freude machen will, vor allem Näschereien in größerer Menge zuzuführen, bedeutet oftmals nichts anderes als ein Attentat auf deren kleinen Magen.

Nun gibt es allerdings Menschen — und schon unter Kindern trifft man solche Krafnaturen an —, die beliebig große Mengen an Nahrungs- und Genußmitteln zu sich nehmen, die fast von früh bis abends ununterbrochen essen, die, wie man wohl zu sagen pflegt, selbst kleine Rieselsteine verschlucken können — und sie verderben sich nicht den Magen, sie bleiben dabei gesund! Hier handelt es sich um ganz besonders günstige Anlagen. Im Gegensatz dazu haben wiederum manche von Hause aus einen so empfindlichen und schwachen Magen, daß sie sich schon bei der geringsten Abweichung vom Gewohnten mit größter Sicherheit eine Magenverstimmung zuziehen. Wo diese Empfindlichkeit des Magens eine auffällig und übermäßig große ist, da steckt freilich zuweilen eine unerkannte ernstere Erkrankung dahinter. Ein verstecktes

Geschwür des Magens oder des Zwölffingerdarms, ein Gallensteinleiden und ähnliche Krankheiten sind mitunter die wahre Ursache eines ewig verdorbenen Magens, für den dann mit Unrecht immer von neuem bald dieser, bald jener angebliche Diätfehler verantwortlich gemacht wird.

Außer durch Überfütterung und allzu schwerverdauliche Kost entsteht der verdorbene Magen auch sehr leicht bei Genuß minderwertiger und verdorbener Nahrungsmittel und Speisen. Unreifes oder fauliges Obst, schlechtes Fleisch, verdorbene Fische und dergleichen kommen hauptsächlich in Frage; besonders in der warmen Jahreszeit drohen hier leicht Gefahren. Ferner vermag eine ungeeignete, vor allem eine zu kühle Temperatur der Speisen oder Getränke den Magen zu schädigen. Und schließlich kann auch eine zu hastige Aufnahme der Nahrung, eine mangelhafte Zerkleinerung, ungenügendes Kauen und rasches Hinunterwürgen großer Bissen die Schuld tragen.

Die einzelnen Krankheitsercheinungen des verdorbenen Magens, vom leichten Flau- und Übelsein bis zur völligen Rebellion, sind so allgemein bekannt, daß sie einer besonderen Schilderung nicht bedürfen. Mitunter folgen sie dem Diätfehler unmittelbar auf dem Fuße. Man kennt die Kirmesbilder der niederländischen klassischen Malerei mit der prahlenden Volksmenge im Vordergrund, während zugleich abseits an dem einen und anderen Festteilnehmer die fatalen Folgen der Völlerei in derber Realistik vor Augen geführt werden.

Wo diese Folgen aber erst nach einiger Zeit auftreten, pflegen sie sich wegen des inzwischen erfolgten Übertritts des schädlichen Speisebreis vom Magen in den Darm oft mehr an diesem abzuspielen; es handelt sich dann mehr um einen verdorbenen Darm, wenn auch der Magen wohl immer gleichzeitig in Mitleidenschaft gezogen ist.

So leicht auch gewöhnlich der verdorbene Magen zu erkennen und festzustellen ist, so können doch gelegentlich Verwechslungen mit ernsteren Zuständen vorkommen. Eine plötzliche Entleerung des Mageninhalts ist oft Anfangssymptom eines Scharlachs, einer Lungenentzündung oder anderer innerer Krankheiten; plötzlich auftretende Bauchschmerzen können den Beginn einer Blinddarm- oder Bauchfellentzündung, einer Gallen- oder Nierenkolik, einer Brucheinklemmung usw. bedeuten. Verwechslungen sind um so leichter möglich, als vorausgegangene Diätfehler auch hier häufig nachzuweisen sind. Jedenfalls muß man sich hüten, jeden plötzlichen Brechanfall und jeden plötzlichen Leibschmerz ohne weiteres lediglich auf einen verdorbenen Magen zu beziehen und sich dabei zu beruhigen; das kann leicht verhängnisvolle Folgen haben!

Ein Magen, der verdorben ist, bedarf zuvörderst der Ruhe und Schonung, und diese wird am sichersten gewährleistet durch völlig Nahrungsentziehung, eine Maßnahme, die auch bei dem Daniederliegen des Appetits gewöhnlich unschwer durchzuführen ist. Hungern heißt jedoch nicht Dürsten; eine mäßige Flüssigkeitszufuhr ist, insofern nicht etwa der Magen völlig streift und gar nichts annimmt, sogar zweckmäßig, am besten in Form schwarzen Tees oder, besonders bei unangenehmen Empfindungen, des Pfefferminz- oder Kamillentees, die daher in keiner Hausapotheke fehlen sollten. Alsdann beginnt man mit den bekannten, meist wenig beliebten, aber höchst wohltätigen Wassersuppen aus Haferskleim, Mehl, Grieß mit geringem Butter- und Salz-zusatz, denen alsbald die fettfreien Brühsuppen mit Reis, Sago, Grieß und von fester Nahrung zunächst Zwieback und Kekse folgen dürfen.

Vielfach herrscht angesichts eines verdorbenen Magens der naheliegende Wunsch vor, möglichst gründlich durch allerschwerste Mittel das „schlechte Zeug“ — die *materia peccans*, den „sündigenden Stoff“ nannten es charakteristischweise die alten Ärzte — aus dem Körper nach außen zu befördern. Im ersten Beginn ist dies wohl auch zweckmäßig; bei etwas längerem Bestehen pflegt jedoch die Natur sich oft schon selbst hinreichend geholfen zu haben, und weitere derartige Maßnahmen sind dann nicht nur überflüssig, sondern auch unnötig schwächend. Die begleitenden Schmerzen und Krämpfe werden am wirksamsten durch äußerliche Anwendung von Wärme in Form heißer Umschläge, heißer Stürzen, Teller, Wärmflaschen oder des modernen elektrischen Heizkissens bekämpft.

Die Berliner ernten im Winter Gurken.

Ein Jahrzehnt zerrütteter Wirtschaftsverhältnisse hat unserer Landwirtschaft, die sich vor dem Krieg in ständig ansteigender Entwicklung befand, einen schweren Rückschlag gebracht. Bis heute hat sie sich davon noch nicht völlig erholen können. Je größer aber die Menge der auf eigenem Boden erzeugten Nahrungsmittel wird, desto stärker wird mit der wachsenden wirtschaftlichen Unabhängigkeit des Landes seine Kraft und Sicherheit im großen internationalen Konkurrenzkampf der Staaten. Und bei der unlöslichen Verknüpfung aller einzelnen Wirtschaftszweige ist vom Wohl und Wehe des einen Berufsstandes auch das Ergehen des anderen abhängig. Die Landwirtschaft steht mit der Industrie in engen Wechselbeziehungen gegenseitigen Gebens und Nehmens. Die Landwirtschaft ist unser wichtigster Erzeuger, aber zugleich auch ein starker Verbraucher.

Die Statistiken zeigen, daß die gegenwärtigen Ertragnisse des deutschen Landbaus hinter denen der Vorkriegszeit zurückbleiben: unsere letzten Roggen-, Weizen- und Kartoffelernten waren viel geringer als in den Vorkriegsjahren. Unser Viehbestand hat noch sehr beträchtliche Lücken. Und auch der Gartenbau ist in seiner Produktion gehemmt. Wir haben im Jahre 1926 allein an gartenbaulichen Erzeugnissen aus dem Auslande eingeführt: für 102 Millionen Mark Gemüse, für 160,89 Millionen Mark Obst, dazu für 174,66 Millionen Mark Südfrüchte und für 20,29 Millionen Mark lebende Pflanzen und Schnittblumen. Diese hohen Zahlen mahnen um so nachdrücklicher, wenn wir beachten, daß die Gegenleistungen keineswegs angemessen hoch sind. Ein großer Teil der genannten Riesensummen wird im Winter und im ersten Frühjahr an das Ausland bezahlt, wenn wir selbst noch keine entsprechende Produktion aufzuweisen haben.

Diese Zustände beginnen sich jetzt langsam zu bessern. Unsere Landwirte selbst haben Mittel und Wege gefunden, sich zu helfen. Sogar in der unmittelbaren Nähe Berlins wird seit ein paar Jahren in „des Deutschen Reiches Streulandbüsche“ das erste Gemüse schon geerntet, wenn noch der Winterwind bläst, in einer Jahreszeit also, in der früher nur südländische Gartenerzeugnisse zum Verkauf kamen. Gelingt es nun, diese winterliche Gemüsezuucht weiter zu entwickeln und zu verbreiten, so würden wir Millionen und Abermillionen Mark für uns im Lande behalten.

Die Landwirtschaft ist ein schwieriges und vielseitiges Gewerbe. Sie verlangt genaue Sachkunde und sorgfältiges Abwägen der Wirkung jeder einzelnen Betriebsmaßnahme. Viele Umstände sind dabei zu beachten: der Nährstoffgehalt des Bodens, seine sonstige Beschaffenheit und ihr Einfluß auf das Pflanzenwachstum bei den verschiedenen Witterungsverhältnissen, die Anforderungen der einzelnen Pflanzen selbst, die genauen Zeiten ihres Wachstums, Mittel und Möglichkeiten der Unkrautbekämpfung, die zweckmäßige Folge der Pflanzen aufeinander, sparsame Arbeitsweise und vieles andere. Die natürlichen Verhältnisse, Bodenbeschaffenheit und Klima, sind etwas Feststehendes, das im großen Ganzen gar nicht oder doch

nur sehr unvollkommen abgeändert werden kann. Der Landwirt muß sich damit abfinden, daß in einer Zeit, in der seine Pflanzen Regen nötig haben, die Sonne scheint, und daß es regnet, wenn zum Reifen der Frucht Sonne erforderlich wäre. Alle Pflanzen brauchen ein bestimmtes Mindestmaß an Licht, Feuchtigkeit, Luft, Wärme und Nährstoffen, und die Zahl der Pflanzenarten, deren Anbau im Freien unter den jeweils gegebenen Verhältnissen möglich ist, bleibt daher eine beschränkte.

Jedoch hat es sich als überaus lohnend erwiesen, wertvolles Frühgemüse, — nur die Tomate und die Gurke zu nennen, — in Gewächshäusern zu produzieren; die bisherigen Versuche beweisen auch die Möglichkeit, daß wir uns in dieser Hinsicht vom Ausland völlig unabhängig machen können. Und während sich der Landwirtschaft eine neue Verdienstmöglichkeit bietet, finden anderseits die Industrie, der Bergbau, das Bauhandwerk neuen Absatz durch die Herstellung und die Belieferung der Gewächshäuser und ihrer Heizungsanlagen.

In Werder, dessen überschwengliche Kirchblüte jährlich Tausende von Berlinern vor die Tore lockt, sind es zunächst die steigenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten der dortigen Obstbauern gewesen, die zur Anlage einer Frühgemüsezuucht geführt haben. Obstverkauf und Obstweinbereitung brachten allein nicht mehr genug Verdienst. Da gab die Werdersche Obstbauschule das Beispiel geeigneter Umstellung und Selbsthilfe, indem sie mit der Frühzuucht, hauptsächlich von Tomaten und Gurken, begann.

In den etwa mannshohen Gewächshäusern herrscht eine tropische Hitze. Die Luft ist mit Feuchtigkeit so überfüllt, daß uns anfangs das Atmen schwer fällt. Sorgsam wird darauf geachtet, daß die Temperatur gleichmäßig bleibt. Wenn sie allzu hoch steigt, so vergeilen die Pflanzen; ist sie zeitweise zu niedrig, so besteht die Gefahr, daß die Pflanzen faulen.

Die Beachtung der Vererbgeseetze und neuzeitliche Maßnahmen zum Pflanzenschutz sichern eine Zucht, die nur Höchstleistungen hervorbringt und die Veranlagung dazu auch weiter vererbt. Die Pflanzenzüchtung beschränkt sich nicht etwa darauf, die Produktionsmengen zu steigern, sondern es soll vor allem auch die Qualität verbessert werden, damit alle Ansprüche der Verbraucher erfüllt werden können.

Im Dezember und im Januar, wenn draußen Schnee liegt und Eischollen auf der Havel treiben, werden die Gurkenkerne in Töpfe gelegt. Nach fünf Tagen etwa gehen die Pflanzen auf. Ein Blättchen rechts, ein Blättchen links,

mehr ist vorerst nicht an ihnen. — Wenn sie dann kräftig genug geworden sind, werden sie in die Gewächshäuser ausgepflanzt und ranken hier schnell zu dichten, schmalen und niedrigen Laubengängen empor. Schon vier Wochen nach dem Auspflanzen hängen im grünen Laub lange Früchte, und die Ernte kann beginnen. Die Tragfähigkeit der Pflanzen in den künstlichen Tropen ist erstaunlich: lange Zeit hindurch kann ein Schnitt dem andern in kurzen Fristen folgen.

Deutsches Früh-



Frühgurkenschnitt in den Gewächshäusern der Obstbauschule zu Werder. (Photothek.)



Tomaten unter künstlicher Höhen Sonne im Gewächshaus in Gorgast bei Küstrin.

gemüse bringt unserer eigenen Landwirtschaft die Spitzenpreise ein, aber es bleibt dennoch weit billiger als die fremdländische Ware. Hier ist auch hinzuweisen auf die beginnende Standardisierung der landwirtschaftlichen Produkte. Auch dieser Frage wird in Werder besondere Aufmerksamkeit geschenkt; denn auf dem Lebensmittelmarkt läßt sich nicht an billigen, aber schlechten Massenerzeugnissen, sondern nur an Qualitätswaren Geld verdienen. Die Güte ist entscheidend für den Absatz. Das gibt die Erklärung, für die an sich bedauerliche Tatsache, daß auch im verarmten Deutschland noch immer teure Auslandsprodukte gekauft werden. Es besteht aber kein Zweifel darüber, daß durch die Standardisierung der Produkte, die auch stets eine Qualitätskontrolle in sich schließt, mehr als durch alle anderen öffentlichen oder privaten Maßnahmen die starke Einfuhr hochwertiger Lebensmittel eingeschränkt wird.

Weitere wirtschaftliche Vorteile bietet die Normung. Es gibt Einheitspackungen für Gartenfrüchte, die Kernobstkörbe, Henkelspankörbe für Erdbeeren, Einheitsfäße für Zwiebeln, Bohnen usw. In Werder wird in immer gleiche Holzkisten



Verpacken der Frühgurken in der Obstbauschule Werder. (Photothek.)

die immer gleiche Anzahl von Gurken eingepackt, und es ist eine wahre Freude zu sehen, wie schnell, sauber und zuverlässig diese Arbeit sich abwickelt.

Wir werden erst wieder selbständig werden, wenn es uns gelingt, uns aus Eigenem zu ernähren. Es ist an der Zeit, gegenüber der Industrie die Landwirtschaft wieder zu begünstigen. Sie selbst ist trotz allen noch bestehenden Schwierigkeiten zukunftsfröhlich und zu jeder Mühe bereit geblieben. Ein Führer ihrer jungen Kräfte sagte: „Hinter uns liegt ein Zeitalter der Industrie, Chemie, Physik. Alle Wissenschaft war praktisch gerichtet auf Industrie. Vor uns aber liegt notwendigerweise ein Menschenalter, in dem die Landwirtschaft die erste Industrie des Landes sein wird und in dem die beste Intelligenz auf Landwirtschaft

verwendet werden muß. Sehr wichtig ist ein anderer Geist der Arbeit, ein neues, sittliches Verhältnis zu ihr. Die Abkehr vom Marginalistischen Geiste, — seit Jahren in den Wind gesprochen, — wird zur Tat in harter und dennoch frohgemuter Arbeit auf und an unserer heimatlichen Erde.“

Friedrich Trebus.

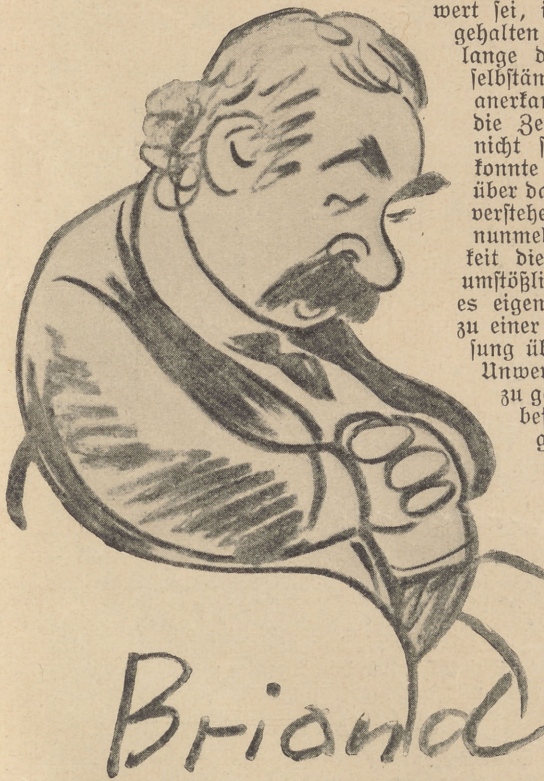
Die Karikatur im Film. Von Alwin Steinig.

Der Streit, ob der Mensch in der Karikatur dargestellt werden soll, währt bereits über hundert Jahre und noch heute finden sich merkwürdigerweise zahlreiche Anhänger der Anschauung, daß nur das Schöne wert sei, in der Kunst festgehalten zu werden. So lange die Karikatur als selbständige Kunstform nicht anerkannt war — und die Zeit liegt noch gar nicht solange zurück — konnte man den Kampf über das Für und Wider verstehen; nachdem aber nunmehr die Vollgültigkeit dieser Kunstform unumstößlich feststeht, wäre es eigentlich an der Zeit, zu einer ruhigeren Auffassung über den Wert oder Unwert dieser Kunstform zu gelangen.

Der Unbefangene, der die geschichtliche Entwicklung der Karikatur beobachtet, wird allerdings sehr erstaunt sein, daß weder in der hochentwickelten Kunst des Altertums, noch im Mittelalter, ja, nicht einmal im vorigen Jahrhundert die Satire in der bildnerischen Kunst gebührende Anwendung fand. Dies hatte aber seine guten Gründe, denn bei den Griechen ließ ihr besonders stark ausgeprägter Schönheitssinn die Darstellung des Verzerrten nicht zu, und da Rom bis zu seinem Verfall den Ausstrahlungen der griechischen Kunst unterlag, zeigte sich auch hier nur dann und wann eine Karikatur in der Malerei und

der Plastik. — Gewiß gab auch den damaligen Künstlern die Unzulänglichkeit des Menschen Veranlassung, einige satirische Darstellungen zu schaffen, und auf Gemmen, Wandleuchtern und Vasen, die auf uns gekommen sind, können wir derartige Darstellungen betrachten; sie sind aber nicht so zahlreich und auffallend, daß man von der Selbständigkeit dieser Kunstform reden könnte und so ist es nicht zu verwundern, daß den boshaften Epigrammen Martial's, die in ihrer scharfen Satire noch heute von den wenigsten Schriftstellern der Weltliteratur erreicht wird, die Römer in der bildnerischen Kunst nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen hatten! — Im Mittelalter war die Kirche die Trägerin der Kunst und der religiöse Inhalt verbot von sich aus eine Verzerrung ins Lächerliche, wengleich zuweilen Spott Darstellungen an den Kapitälen der Kirchen, in Mosaiken und Glasfenstern, allerdings meistens im verborgenen, angebracht wurden. Gezeichnete Karikaturen waren auf den Märkten dann und wann öffentlich zum Verkauf ausgestellt. — Erst der Bruch mit der Tradition, dem Skeptizismus einen übertragenden Einfluß zu gewähren, ebnete dem Monströsen den Weg in die Kunst.

Nunmehr war auch der Weg für den Karikaturisten frei und in Deutschland, England und Frankreich kämpften die Vertreter dieser Kunstform um die Siegespalme. Es ist zweifellos, daß Honoré Daumier der Preis des 19. Jahrhunderts zuerkannt werden muß. Über 5000 ganz hervorragende Zeichnungen wurden in seinem Atelier geboren. Mit höchster künstlerischer Trefflichkeit und Fertigkeit fixiert seine Hand, was sein kritisches Auge sieht und seine Figuren zeigen



den Kunst gebührende Anwendung fand. Dies hatte aber seine guten Gründe, denn bei den Griechen ließ ihr besonders stark ausgeprägter Schönheitssinn die Darstellung des Verzerrten nicht zu, und da Rom bis zu seinem Verfall den Ausstrahlungen der griechischen Kunst unterlag, zeigte sich auch hier nur dann und wann eine Karikatur in der Malerei und





Der Duce

neben ihrer lebendigen Körperlichkeit die beißende Kritik ihres Schöpfers. — Bezeichnend ist, daß der junge Balzac, der den Wert und die Größe Dau-
miers erkannte, seine Bilder zum Teil mit Versen untermalte. Seine Zeichnungen, in wenigen Stri-
chen mit einer Virtuosität ohnegleichen hingewor-
fen, geißelten alles, was in dem damaligen
Frankreich falsch, unecht und gemein war. —
Es mag zugegeben sein, daß jede Karikatur nur einen
zeitbegrenzten Wert hat, da sie in allen ihren Einzelheiten
nur vom Zeitgenossen voll erfaßt werden kann; das spricht
aber bekanntlich nicht gegen den Wert einer künstle-
rischen Schöpfung, denn es kommt bei einer Kari-
katur nicht allein auf das Was der Hand-
lung, sondern vielmehr auf das Wie an,
denn es ist wohl zweifellos, daß eine Kari-



Alfons

katur, wenn sie uns fesseln soll, nicht
nur eine Zeichnung, sondern eine
Weltanschauung und ein Bekennt-
nis sein muß. Ein Bekenntnis
zur Kunst, die das Spiel über
den Ernst, das Gleichnis des
Lebens über die Tragik des
Lebens stellt! — Das ist das Gerüst,
auf dem das Symbol menschlichen
Erlebens aufgebaut, in dessen Ganzheit
Seele und Körper, Tugend und Laster,
Tod und Leben zu einer Einheit verbun-
den werden muß, die durch ihren Aus-
druckswillen die Energien für den Rhythmus
des Alltags erweckt. Die Karikatur hat keine
feststehende Ausdrucksform und kein charakte-
ristisches ein für allemal gültiges Merkmal.
Sie ist uns wertvoll, weil sie in der Fülle
menschlicher Gefühlsregungen keine Lücken kennt
und in ihrer verspottenden Geste alle Regungen
— von der Selbstzufriedenheit bis zur Selbst-
ironie — in vollendeter Weise beherrscht! Diesen besonderen
Beziehungen zu den Dingen, die in ihrer pietätlosen Art ein-
malige sind, verdankt die Karikatur in gewisser Weise ihre
Ausnahmestellung. Die Karikatur kennt die Illusionen des
Schönen nicht. Im Gegenteil: sie entzaubert aus Überzeugung
mit wenigen Strichen Mythos und Poesie. Der Karikaturist
ist der disharmonische Dichter, dessen Werke immer etwas be-
wußt Unwahrscheinliches in sich tragen, er macht aus seinem



Coolidge

Pola
von
Negri

den Zeichnung wieder-
gegeben werden mag —
die vor unseren Augen
entstehende Zeichnung wird
uns in letzter Folgerung erst das
geben können, was den vollen Wert
der Karikatur ausmacht. Es war
also nur natürlich, daß ich den
Film für die künstlerische
Karikatur in Anspruch
nahm, um dem Publikum
die Möglichkeit zu zei-
gen, die die Karikatur
dem Film oder umge-

kehrt bietet; kann doch die Karikatur
im Film, auch wenn sie durch keine
Trickzeichnung dargestellt wird, von
besonderem Reiz sein, zumal sie den
Ablauf der natürlichen Darstellung gerade
in dem Moment mit neckischer Laune unter-
brechen kann, wo dem Darsteller vielleicht ge-
rade besonders daran gelegen ist, in seriöser
Form zu erscheinen. Diese kleine, boshafte Mög-
lichkeit und der Weg zum Scherz, der dem Dar-
steller nicht wehe tut, dürfte noch einmal die
Brücke zu einer festen, besonderen Bildform im
Film werden. Diese, in der Zeichnung ruhenden
darstellerischen Möglichkeiten, vereint, trotz aller
Hochachtung vor unseren Genies, kein Künstler in
sich. — Ist es daher nicht ganz natürlich, daß bei
passender Gelegenheit die Kritik des Karikaturisten
im Film dort einsetzen darf, wo man die Aus-
schaltung der Persönlichkeit für gegeben hält? —
Diese Nutzenanwendung gilt natürlich nur für den
Film, da er ja kein abgewandeltes oder photo-
graphiertes Theater, sondern eine eigene Kunst-
angelegenheit sein will. Gegebenenfalls könnte
der als Kari-
katur auftre-

tende Gegenspieler so-
gar die verfahrenste
Situation retten und
die Lacher wieder auf
seine Seite ziehen! —
Man sieht also, daß
die Karikatur im Film
noch viele Möglichkei-
ten hat — we ja
überhaupt das Ab-
strakte im Film
— wenn man
die Karikatur
etwas Ab-
straktes nen-
nen darf —
noch viel, viel
mehr in den Vordergrund
gestellt werden müßte, denn
man will nicht immer die
lachende oder weinende Diva
bis zum Abgewöhnen sehen
— man will nicht
immer ein und
denselben Beau
oder Beauté vor-
gesetzt bekom-
men, sondern et-
was, was den
Film überhaupt
erst vollwertig macht. Das Bild, das das Theater nicht schaffen
kann. Wir suchen nicht nur das Nebelbild, den Trick und den
Schattenfilm, sondern auch den gezeichneten Film. Die Kari-
katur ist wie keine andere Zeichenart dazu geschaffen, unsere
Wünsche zu erfüllen. Wollen wir es also niemals dem Kari-
katuristen übelnehmen, wenn er uns eine lange Nase zieht.
Vielleicht sehen wir alle wirklich so aus wie er uns zeigt und
wir wissen es nur noch nicht so ganz genau. Wenn ich in
meinem Film: „Berühmtheiten im Leben und in der Kari-
katur“, in dem mir Paul Simmel zur Seite stand, die Karikatur
im Filme benutzt habe, so darf das nur als ein Anfang auf
dem Wege zum künstlerischen Karikaturfilm zu betrachten sein.



Lubitsch





Kinderparadies. Gemälde von Emil Ernst Heinsdorff

Alten Jahres Abschiedsweife
Singen Kinderlein im Hofe.

Englein üben leise, leise,
Schon die neue Liedestrophe f. 8.



Gedekte Tische.

Gedekten Tischen wendet sich augenblicklich das Interesse der Frauenwelt zu; das beweisen die vielen Ausstellungen und Veranstaltungen in Frauentreffen, die immer wieder eine Sammlung gedekter Tische als Hauptanziehungs- und Mittelpunkt aufweisen. Viel Phantasie wird da oft aufgeboden, aber auch viel Luxus in Gestalt von kostbarer Tischwäsche,

Porzellan, Silber, Blumen- schmuck, und der Ausruf einer Beschauerin:

„Ja, wenn ich das alles hätte, könnte ich auch so einen Tisch decken!“ steht nicht vereinzelt da. Sie alle mögen sich trösten, daß es eine größere Kunst ist, im eigenen Heim mit vielleicht wenig Mitteln einen geschmackvollen Tisch zu decken, als in der

Öffentlichkeit mit jedem nur erdenklichen Zubehör, das von den zahlreich vertretenen interessierten Seiten in kostspieligster Aufmachung bereitwillig herzugetragen wird. Und sie alle mögen mit der feinen Kunst des Tischdeckens zunächst einmal daheim beginnen und diese Angelegenheit den Hausangestellten nicht allein überlassen.

Willkommenen Anlaß für „den ersten Versuch“ bieten Silvester und Neujahr, die in den

meisten Familien mit häuslicher Geselligkeit und mit Gastereien verknüpft sind.

Unter den vielen Ausstellungen gedekter Tische erregte eine Sammlung von Vertretern verschiedener Länder unlängst besondere Aufmerksamkeit. Da gab es einen italienischen Obsttisch mit herrlichem Glas in Form von Tellern, Fingerspülschalen und Weingläsern, einen dänischen Tisch mit Kopenhagener Porzellan und blinkendem Silbergerät vom dänischen

Silberschmied, einen russischen Tisch mit hausgewebter, bunt bestickter Leinendecke und dem landesüblichen, derben Badwert. Unsere Bilder zeigen den amerikanischen Tisch, der dort zu sehen war. Auf den ersten Blick fällt uns die Tisch- tuchlosigkeit auf. Jedes Gedek hat seine eigene kleine Spitzenunter-

lage. Amerika hat keine Leinenindustrie. Die amerikanische Hausfrau sieht den Luxus der großen Tafeltücher nur in den großen Hotels. Im bürgerlichen Heim wird bei den täglichen Mahlzeiten von der sauber abgewaschenen, hellfarbigen Wachstuchdecke gegessen. Bei gastlichen Empfängen sitzt man an der blank polierten Platte (daß das edle Holz nur keine Teespriizer oder Weinflecke oder Flammenränder abbe-



Oben: Amerikanischer Tisch. Unten: Teetisch mit gestickter Seidendecke. Von einer Ausstellung „Gedekte Tische“ bei F. B. Grünfeld, Berlin. Aufnahmen: Cläre Sonderhoff, Berlin.

kommt!) und freut sich über die kostbaren Spigendeckchen, die jedem Gedeck als Unterlage dienen.

Typisch amerikanisch sind die Becher mit der halbierten Grapefruit, der vollstümlichsten Obstsorte in den Vereinigten Staaten. Was allerdings im Lande des Alkoholverbotes dazu aus den hübschen Gläsern getrunken wird, die auf unserem Tisch zu sehen sind, bleibt leider unerfindlich. —

Das untere Bild zeigt einen Tisch in japanischem Stil, nicht in nationalgetreuer Wiedergabe, sondern so, wie man etwa bei uns einen Teetisch mit japanischem Porzellan auf kultivierte Art decken könnte. Das Brunkstück bildet die japanische Seidendecke mit zarten Blüten bestickt, in einer Stickerei, die kein „links“ kennt, sondern auf der linken, der Abseite genau so aussieht, wie auf der rechten.

Gisela T.

Keine Silvesterfeier ohne Punsch.

In der ersten Stunde des neuen Jahres, also beim mitternächtigen Neujahrsläuten, pflegen wir nach altem Brauch das kommende Jahr im Kreise unserer Angehörigen, Verwandten, sowie guter Freunde und Bekannten bei dampfendem Silvesterpunsch zu begrüßen. Obwohl die verschiedensten Punschessenzen und -extrakte, die nur ein Aufbrühen mit heißem Wasser bedingen, käuflich zu haben sind, läßt es sich wohl keine Hausfrau, die in bezug auf ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse „etwas auf sich hält“, nehmen, den Silvesterpunsch mit eigener Hand zu brauen und damit ihre Gäste zu überraschen.

Den Punsch lernten britische Weltumsegler zuerst in Indien, dem Fließstromland, kennen und schätzen und brachten sein Rezept im 17. Jahrhundert nach Europa mit. Im Laufe der Jahrhunderte veränderten sich in den verschiedenen Ländern die jeweiligen Zutaten nach Geschmack und Laune, nur die fünf Elemente (im Sanskrit heißt fünf „pantšam“ oder „panč“, aus dem das uns Deutschen geläufige Wort Punsch entstand) blieben bis auf den heutigen Tag die gleichen, nämlich: Wasser oder Tee, Zucker, Gewürz, Säure (Zitrone) und Alkohol (Rum, Arrak, Wein, Kognak).

Wir lassen einige Rezepte von Silvesterpunsch folgen:

Einfacher Hauspunsch. $\frac{1}{4}$ l Wasser setzt man mit 250 g Zucker zum Kochen auf, nimmt es vom Feuer und läßt

darin die dünn abgeschälte, gelbe Zitronenschale von 2 bis 3 Zitronen (zuvor sauber abgewischt) zugedeckt 2 Stunden „ziehen“. Gegebenenfalls kann man noch eine Nelke und halbfingerlang Zitronenschale beifügen. Dann wird die Zuckerslösung vom Gewürz abgegossen, mit $\frac{3}{4}$ l Weiß-, Apfel- oder selbstgelestertem Obstwein (Stachelbeer- oder Hagebuttenwein), sowie $\frac{1}{4}$ l Arrak oder Rum gemischt, bis knapp zum Kochen erhitzt und glühendheiß gereicht.

Leichter Damenpunsch. Ein Tee-Ei voll echtem Tee brüht man mit 1 l kochendem Wasser auf und fügt diesem Aufguss den ausgepressten Saft von 2 Apfelsinen und 3 Zitronen, sowie deren dünn abgeschälten Schalen bei und läßt die Mischung 1 bis 2 Stunden zugedeckt „kalt ziehen“. Dann fügt man 1 Pfd. geläuterten Zucker, sowie $\frac{1}{4}$ l Rum oder Arrak und $\frac{1}{4}$ l Maraschino bei und erhitzt den Punsch. Wenn er noch zu stark sein sollte, wird er mit dünnem Tee „leichter“ gemacht.

Brennender Silvesterpunsch. $\frac{3}{4}$ l Rotwein, $1\frac{1}{2}$ l Weiß- oder Apfelwein, $\frac{1}{4}$ l Rum und $1\frac{1}{4}$ Pfd. Zucker bringt man auf dem Feuer bis zum Kochen,

worauf man den Punsch in eine Terrine füllt, die man vorher heißgestellt hat und trägt ihn, zuvor angezündet, „brennend“ auf den Tisch, worauf man ihn nach dem Verlöschen der letzten Flamme ausstellt.

Süddeutscher Punsch. $1\frac{1}{2}$ l Wasser, $\frac{3}{4}$ l Weißwein, $\frac{3}{8}$ l Arrak, 2 Weingläser Madeira, den Saft von 2 Zitronen und $\frac{3}{4}$ Pfd. Zucker erhitzt man bis zum Kochen, worauf man den Punsch recht heiß serviert.

Rheinischer Eier-Teepunsch. Von $\frac{1}{2}$ l kochendem Wasser und einem Tee-Ei voll echtem Tee bereitet man einen starken Aufguss, in dem man 250 g Zucker zergehen läßt, fügt die abgeriebene Schale und den ausgepressten Saft einer Zitrone, sowie halbfingerlang Zimt bei und läßt dies eine Stunde zugedeckt stehen. Durch ein Haarsieb gegossen, fügt man 2 Flaschen Weißwein, $\frac{1}{4}$ l Arrak bei, erhitzt das Ganze, worauf man 3 bis 4 geschlagene Eier nach dem Abnehmen vom Feuer beifügt, um den Punsch, mit dem Schneebesen schaumig geschlagen, in heißgestellter Terrine zu servieren.

Simbeer-Punsch. $\frac{3}{4}$ l Weißwein, $\frac{1}{4}$ l Arrak oder Rum und $\frac{1}{4}$ l reinen Himbeersaft verrührt man gut und füllt diese Mischung mit 1 bis $1\frac{1}{2}$ l kochendem Wasser, schmeckt mit Zucker und erhitzt den Punsch nochmals, ohne ihn zu kochen. Man kann auch Erdbeer-, Johannisbeer- oder Kirschsafte nehmen.

Rotwein-Punsch für Herren. $1\frac{1}{4}$ Pfd. Zucker setzt man mit $\frac{3}{4}$ l Wasser zum Kochen auf, schäumt ihn ab und fügt 2 l Rotwein, $\frac{1}{2}$ l Arrak oder Rum und $\frac{1}{4}$ l 96proz. Spiritus bei. Nochmals gut erhitzt, wird der Punsch glühendheiß serviert. Rotwein-Punsch für Damen. $1\frac{1}{4}$ Pfd. Zucker oder $\frac{3}{4}$ Pfd. in $\frac{1}{2}$ l Wasser auf dem Feuer geschmolzenen Zucker mischt man mit $1\frac{1}{2}$ l Rotwein, fügt als Gewürz halbfingerlang Zimt, eine von der Blüte befreite Nelke und die abgeschälte Schale einer halben Zitrone bei. Vom Gewürz begossen, fügt man noch $\frac{3}{8}$ l Arrak bei und läßt noch nach.

Norddeutscher Rum-Punsch. Von einem Tee-Ei voll Tee und 2 l Wasser bereitet man einen Teeaufguss, in dem man die Schale einer Zitrone ausziehen läßt. Fügt dann $1\frac{1}{2}$ Pfd. aufgelösten Zucker, den ausgepressten Saft von 4 Zitronen, sowie $\frac{3}{4}$ l Rum bei, entfernt die Zitronenschale und erhitzt den Punsch bis zum Kochen. Gegebenenfalls nachsüßen.

B. Th.

Abendkleider.

Es gilt zu unterscheiden: das Tanzkleiden und die Abendtoilette großen Stils. Ersteres aus Chiffon, Tüll, Spitze, Georgette in zarten Farben, die große Abendtoilette aus Brokat, Lamé, Velours transparent (einem dünnen Seidenjammet), Krepp-Satin — also durchweg aus schweren, wenn auch sehr weich fließenden Stoffen. Diese Kleider werden viel in schwarz oder in weiß getragen. Die Metallstoffe grüßen uns in neuer Aufmachung: Brokat-Boile, Metall-Jacquard, Krepp-Georgette-lamé (es geht doch nichts über ein bißchen Französisch!), um nur einige von ihnen zu nennen. Sie haben nichts mehr von der Starrheit und Steifheit früherer Brokate an sich, die bewegte, fließende Linie der neuen Modestilhouetten kommt in ihnen zum Ausdruck. Es wird gerafft (aber immer nur einseitig), gewickelt und gezipfelt. Kein Rocksaum ist mehr rund und regelmäßig. Glockenteile werden eingeseht oder Schärpen künstlich verlängert, so daß sie fast auf dem Fußboden schleifen. Keine Frau, die kurze Röcke aus naheliegenden Gründen nicht tragen



Großes Abendkleid aus schwarzem Krepp-satin mit Taille und Rodanlag aus schwarz-goldenem Brokat. Modell: F. W. Grünfeld. Aufnahme: Cläre Sonderhoff, Berlin.



Abendkleid aus weißem Georgette, der mit weißen Stiftpen überzogen ist. In Hüfte hohe große, handgestickte Seidenblume. Aufnahme: d'Dra, Wien.



Kleines Tanzkleidchen aus geraniumrotem Krepp-Georgette und eingefärbter Blauener Spitze. Modell: Paula Behmer. Aufnahme: Hanni Schwarze, Berlin.

mag, braucht heute kurzgeschürzt im Ballsaal zu erscheinen, um modern zu wirken.

Ein Kapitel für sich bilden die Stillkleider. Es gibt heute so viele Stillkleider, daß Frauen, die apart wirken wollen, ihr bereits vorhandenes Stillkleid für diesen Winter — auf bessere Zeiten hoffend — im Schrank hängen lassen.

Gern verwendet man den Rock, der rückwärts beträchtlich länger als vorn ist. Das gibt eine sehr anmutige Linie beim Tanzen. Der gerade Saum ist überhaupt höchst unbeliebt, wie das auch unsere Bilder, die sämtlich Kleider mit unregelmäßig geformten Röcken zeigen, beweisen. G. I.

Mädels Blümchenbuch.

Frida Schanz hat vor nicht allzulanger Zeit im Frauendasein etwas von den Sonntagen und den Müttern geschrieben. Dahin gehört eigentlich auch unser Blümchenbuch, es ist für die Mütter bestimmt, die für ihre Kinder etwas vom Sonntag wissen.

Eine „Kinderbuch“ schreiben heute viele Mütter, es ist beinahe ein wenig „Mode“ geworden. Aber es ist auch wirklich etwas Wunderbares, wenn es hinausgeht über ein paar drollige Kindergeschichten aus den ersten Jahren und dem Kinde für später etwas aufhebt vom Klang des Elternhauses, von der tiefen Liebe zum Kinde, von der heiligen Freude an dem Aufwachen und der Entwicklung der Kindesseele. Unser Kinderbuch haben wir natürlich auch. Und nun haben wir noch unser Blümchenbuch! Wir haben's uns nach eigenem Gutdünken anfertigen

lassen, 25 mal 20 cm groß, aus gutem, gelblichem Papier mit weichem Pappdeckel, wie die Bücher für Liebhaberphotographien, immer zwischen zwei Seiten ein Blatt Seidenpapier.

Mädi ist nun sieben Jahre alt. Oft bittet sie am Sonntag: „Mutti, wollen wir uns heute nicht mal wieder das Blümchenbuch ansehen?“ Am besten ist's, wir gucken nun schnell mal ein paar Seiten mit ihr zusammen an: auf der ersten ein Myrtenzweiglein, darunter steht „von Muttis Brautkleid“, auf der nächsten kommen Christrosen von Mädels Taufstisch, ein Silberfaden von ihrem ersten Christbaum, das Kränzlein vom Jahrestag, Blätter und Blüten von Reisen der Eltern, ein Röschen aus dem großelterlichen Pfarrgarten, Abschiedsblüten von geliebten Menschen, Abschiedsblumen von geliebten Wegen... So ist uns unser Blümchenbuch hier im Polenlande ein Stück deutscher Heimatgarten geworden.

Wir haben alles fein geordnet und dann mit Leim und schmalen Streifen Papiere festgeklebt, selten nur ein Zwirnsfädchen zu Hilfe genommen. Und dann haben wir ein paar Worte darunter geschrieben, einen Satz oder zwei, nur wie ein paar Skizzenstriche, die die Situation andeuten.

Wenn ich mit Mädi am Sonntag behutsam darin blättere, wachen alle Blumen und Blätter auf, und die Stunden von damals sind Gegenwart, und Muttis Herz klopft in den Blümchen und Blättern, und Mädi weiß, daß Mutti dann erzählen kann wie sonst nie, und wie sonntagsstill es dann bei unserem Blümchenbuch ist. — Meint ihr, das sei nur für Leute, die viel Zeit haben? Wir wohnen in einer großen Stadt und unsere Tage sind sehr bewegt. Aber eben darum muß es hier und da ganz stille werden können, so still, daß Vergangenes und Gegenwärtiges ineinanderklingen zu einer Sonntagsfeierstunde für Mutter und Kind. Ich meine, so wird Mädels Blümchenbuch ihr später ein Stück Herzensgeschichte sein.

Dorothea Schneider-Posen.



Große Abendtoilette aus silbergrauem Chiffon und Silberlamé. Interessant sind die langen, geschlitzten Ärmel. Aufnahme: Scatoni.

